

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **43 (1965-1966)**

Heft 3

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

37120

Redaktion:
Toni Lienhard / Barbara Kamer-Risch (Uni)
Beat Glatthaar / Martin Lerch (Poly)

Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30
Auflage 14 000
Redaktionsschluss: Nr. 4: 2. Juli 1965

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Der seltsame Weg eines Nonkonformisten

Eine Studie zum Nachdenken für Idealisten und Pragmatiker

Als Jüngling war er ein leidenschaftlicher Kritiker. Zwar verachtete und verurteilte er jene Zyniker, die aus einem unerklärlichen Drang heraus alles kritisierten, was ihnen unter die Hände geriet; allein um die Wahrheit zu sagen; auch ihm konnten die Regierenden und ihr ganzer Anhang kaum etwas recht machen. Er kritisierte die Innenpolitik, die Gewässerschutzpolitik, die Konjunkturpolitik; er kritisierte Schweizer, Amerikaner, Russen, Inder, Südafrikaner, Nordafrikaner sowie alle zugehörigen Oppositionsparteien. Kurzum, er war ein ausgewachsener Nonkonformist.

Dann geriet er ins Erwerbsleben. Er liess sich von einer sehr gutbürgerlichen Zeitung anstellen, er bekam zu tun mit der Politik, täglich lief sie ihm über die Finger, und man hörte eine Zeitlang nichts mehr von ihm.

Eines Tages machte er eine Entdeckung, die ihn stark beschäftigte. Er stritt mit einem jüngeren Freund über irgendein politisches Problem, Gewässerschutz, Vietnam, Verteilung der Macht überhaupt oder dergleichen; doch argierte er in der Art, wie sein Freund argumentierte, beunruhigte ihn. Schliesslich merkte er, dass die Anschauungen seines Freundes genau diejenigen waren, die er selbst noch vor wenigen Jahren vehement vertreten hatte. In diesem Moment wurde ihm klar, was er schon einige Zeit undeutlich gespürt hatte: dass er nach landläufigen Massstäben aus einem Nonkonformisten ein Konformist, aus einem linksintellektuellen Rebell in ein wohlbestallter Apologet der gegenwärtigen Zeiten geworden war. Er begann nachzudenken.

Seine Gedanken kreisten um die Macht. Macht im grossen, Macht im kleinen. War er selbst ein Lakai der Mächtigen geworden, hatte er sich jenen verkauft, die er früher schonungslos angegriffen hatte? Nein. Er hatte kein schlechtes Gewissen. Aber er hatte eine Erfahrung gemacht, die ihm völlig neu war und manches in einem anderen Licht erscheinen liess als früher. Er musste sich eingestehen, dass er früher in den luftleeren Raum hinein kritisiert hatte, und das war eine naive Vorstellung, diesen Raum gab es in Wirklichkeit gar nicht. Die Wirklichkeit war prallvoll von Macht, Mächten und Mächtigen, da überlagerten sich Einflüsse, Interessen, Egoismen von Gruppen und von Einzelnen.

War das notwendigerweise so? War das zu ändern? Das war die erste Frage. Die Antwort lag auf der Hand. Wo Menschen zusammenleben, verflechten sich ihre Interessen so automatisch, da gibt es so viel Konfliktstoff, dass der Kampf um Macht und Einfluss oder auch nur um die Selbstbehauptung nicht zu vermei-

den ist. Und hat er einmal begonnen, so bekommt plötzlich die unwichtigste Position Bedeutung; alle rissen sich um alles, und erkannte man einmal diesen Mechanismus, so wunderte man sich, wie ruhig eigentlich alles im Lande abliefe, dass sich nicht jeder auf jeden stürzte, sondern offenbar feste Gesetze galten und geregelte Bahnen das sprudelnde Leben aufnahmen.

Die Auseinandersetzung mit der Macht also war nicht zu vermeiden. Man konnte sich dagegen sträuben, leugnen konnte man sie nicht und abschaffen schon gar nicht. War das aber so, dann gab es für den Einzelnen bloss noch zwei Alternativen. Entweder entzog er sich dem ganzen Spiel, dann verzichtete er aber auf allen Einfluss; oder er spielte mit – dann musste er sich aber den Gesetzen unterziehen, die im Raum der Macht und des Interessenausgleichs offenbar unumstösslich galten.

Nun schlug sich unser Freund entschlossen auf die Seite der Macht und der Mächtigen, und man hörte wieder viel von ihm. Macht, erklärte er jetzt, ist nicht an sich böse; es kommt auf den Menschen an, der sie braucht. Jeder, der das Gute will, hat sogar die Pflicht, sich in die Maschinerie der Macht einzuschalten; denn er hat sich eine Position zu erobern, von der aus er für sein Ideal kämpfen kann. Er darf das Feld nicht den Eigennützigern überlassen. Zwar wird er in seinen Mitteln immer beschränkt sein, denn in unserer pluralistischen Gesellschaft ist auch der Mächtigste an den Interessenkreis derer gebunden, die er vertritt. Aber sein Spielraum ist grösser, als es der Marxisten und unsere eignen pessimistischen Kulturkritiker wahrhaben wollen: Es spielt eine Rolle, ob er beweglich oder stur ist, bereit zum Gespräch mit dem Gegenspieler oder hart und ablehnend, ob er Sinn hat für das Unkonventionelle oder nicht. Alles das aber kommt überhaupt erst ins Spiel, wenn er etwas zu sagen hat – und dazu muss er sich mit irgendeiner der Mächte in unserer Gesellschaft verbinden. Mögen ihn die sterilen Idealisten käuflich nennen; er weiss, dass das Ideal Kämpfer nötig hat, die auch Einfluss haben.

Dann, es war einige Jahre später, traf er seinen jüngeren Kollegen wieder. Diesmal ahnte er, was kommen würde. Dem Freund war es gleich gegangen wie ihm selbst: In der Praxis – er war Diplomat geworden – hatten sich seine Grundsätze gewandelt. Lachend erzählte er, wie ihm nun seine jüngeren Freunde Konformismus vorwarfen. »Einer hat mir sogar ins Gesicht gesagt, ich sei ein Verräter.« Nachdenklich hob der Aeltere den Kopf und sagte: »Vielleicht bist du auch einer. Ich komme mir selbst so vor.«

Die Jahre der Allianz mit der Macht waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er hatte die Augen offen gehalten; und mit der Zeit hatte ihn ein tiefes Misstrauen gegen die Verlockungen der Macht beschienen, das seinen Optimismus beträchtlich angegriffen hatte. Sah er sich um, so sah er viele, die Duckmäusern, Opportunisten, Lakaien der Macht gleichen. Er hätte sich entrüstet abwenden können, aber das wäre pharisäisch gewesen. Denn das tief Beunruhigende an der Sache war: er wusste, dass sich die meisten redlich Mühe gegeben hatten; er hatte ihnen im übrigen nichts vorzuwerfen; er war ehrlich auf sein eigenes Wirken zurückblickte, so unterschied es sich nicht wesentlich vom ihrigen. Er empfand eine verrückte Sehnsucht, sich wieder aus dem verworrenen Geflecht der Macht loszureissen.

Er tat es nicht. Aber er revidierte wieder seine Theorie. Die Alternative, die er sich einst gestellt hatte, war zwar richtig; daran brauchte er nichts zu ändern. Falsch aber war der Schluss gewesen, den er daraus gezogen hatte. Wohl hatte es einen Sinn, dass er sich kompromittiert hatte. Das mussten sogar die meisten tun. Eine Gesellschaft, deren Glieder nach dem Ohne-mich-Konzept lebten, war zum Absterben verurteilt. Allein Figuren, die das

Drehen in der Machtmaschinerie ohne Schaden überstanden, hatten historischen Seltenheitswert. Schleichend, ohne dass es die Akteure merkten, kam die Abnützung. Zu nahe lagen die Entschuldigungen, zu kompliziert war das ganze Spiel, sobald es sich im Tagesgeschehen verlief; es war schwerer, viel schwerer, als er sich vorgestellt hatte; die klaren Fronten verwischten sich im Lauf der Tage, der Monate und der Jahre. Mächtig erhob sich vor dieser grauen Kulisse das Bedürfnis nach einem Gegengewicht, einem hellen, wachen Gewissen, welches der Erosion der Zeiten, Mächte und Bewegungen widerstand. Das war die Rehabilitation des richtigverstandenen Nonkonformisten. Darum brauchte es jene, welche sich nicht mit der Machtmaschinerie einliessen, immer wieder den Finger auf die

wunden Stellen im grossen Welttheater legten.

Das war keineswegs einfach. Es kam ihm so vor, als ob auf jener Seite die nützlichen Kritiker fast ebenso rar seien wie auf dieser die guten Politiker. Denn jene, welche schlicht auf alles einhackten, was ein Politiker oder ein Wirtschaftsmanager tat – und das konnte man immer, sogar mit guten Argumenten –, jene sterilen Kritiker stiessen ins Leere; nur jene, welche mit den Schwierigkeiten und Problemen im Machtkarussell vertraut waren, hatten Gewicht. Erst das Zusammenspiel über den Zaun, der den Idealisten von Politikern trennte, gewährleistete eine erträgliche Ordnung der Dinge. Und das Höchste, was ein Gemeinwesen erreichen konnte, schien ihm umgekehrt dieses freie Spiel über den Zaun zu gewährleisten – und gleichzeitig den Zaun vor jenen zu schützen, die ihn einreissen wollten. Denn von beiden Seiten drohte ihm Gefahr: von den Idealisten, die an umfassende Gerechtigkeit und Güte in der Gesellschaft glaubten, und von den Politikern, auch den guten, die ihre Ideen ohne Schranke glaubten durchsetzen zu müssen.

Jörg Thalmann

Götterdämmerung

Sind wir noch eine Nation von »white collars« oder schon ein Entwicklungsland?

Wenn heute in den USA eine Entdeckung gemacht wird, stürzen sich in Europa gleich Hunderte von Universitäts- und Industrielaboratorien gleich einer Meute hungriger Wölfe darauf, um die Versuche nachzuvollziehen, ohne jedoch etwas wirklich Neues dazu beizutragen. Die erzielten Forschungsergebnisse sind meist deprimierend, da die Forscher ihre Hauptenergie auf das Literaturstudium und die Wiederholung der Experimente verwenden müssen. Dies ist ein Zustand, wie wir ihn von den unterentwickelten Ländern her kennen! Die aufgewendeten Mittel sind bedeutend, aber der Erfolg ist mehr als bescheiden, und statt den erwiesenen vorhandenen Rückstand aufzuholen, fällt man immer weiter zurück. Als Beispiele mögen Raumforschung, Lasertechnik, Supraleitung, Hochenergie-Kernphysik und Reaktorbau dienen. Wenn wir uns die Situation in der Schweiz anhand der Reaktortechnik etwas näher anschauen, zeigt sich, wie gravierend die Lage wirklich ist. England und Frankreich besitzen gasgekühlte Graphitreaktoren, die USA Leichtwasserreaktoren und Kanada Schwerwasserreaktoren. Diese Reaktoren haben einen Entwicklungsstand erreicht, welcher durch konkurrenzfähige Energiegestehungskosten und durch eine hohe Zuverlässigkeit ausgezeichnet ist. Alle drei Typen werden trotzdem noch intensiv weiterentwickelt. Daneben liegen vielversprechende Entwicklungsarbeiten für Leistungsreaktoren der zweiten Generation vor.

Die Situation in der Schweiz sieht daneben betrüblich aus: Arbeiten, die zum Bau eines grossen Leistungsreaktors führen sollen, wurden erst 1963 begonnen. Das Programm der Entwicklungsstudienkommission sieht vor, bis 1966 drei Varianten des D₂O-Reaktors zu studieren, damit Ende 1966 womöglich entschieden werden kann, welcher Typ als Basis für die Weiterentwicklung dienen soll. Man glaubt, bis etwa 1971/72 könnte ein mittlerer Prototyp-Leistungsreaktor schweizerischer Konstruktion fertiggestellt werden, dem dann etwa 1976 das erste grosse Kraftwerk folgen würde. Wir müssen also einen Rückstand von nicht weniger als 10 Jahren feststellen. Was wir Mitte des nächsten Jahrzehnts zu erreichen hoffen, haben andere heute schon erreicht. Das Schlimmste an dieser Situation ist jedoch, dass der Rückstand bestehen bleiben wird. Wenn unsere Eigenentwicklung 1976 an heutigen Massstäben gemessen zu einem ökonomisch arbeitenden Kernkraftwerk führen kann, werden in anderen Ländern schon die modernen Konzepte der zweiten Generation einsatzbereit sein.

Gleichzeitig mit diesem Vorsprung der USA müssen wir als logische Folge davon das Auftreten amerikanischer Unternehmen in Europa konstatieren. Rund 800 der grössten amerikanischen Firmen haben Filialen in Europa eingerichtet. Die amerikanischen Investitionen machen pro Jahr etwa 10 Prozent des gesamten in Europa für Produktionsmittel investierten Kapitals aus. Die Gewinne, die diese Gesellschaften abwerfen, sind mit rund 12 Prozent um drei Prozent höher als in den USA. Somit ist kaum anzunehmen, dass sich dieser Trend tollauen wird. Diese bedeutenden amerikanischen Investitionen haben sicher viel zur Prosperität Europas beigetragen. Wenn nun trotzdem ein Unbehagen entsteht, so liegt dies daran, dass die erfolgreiche industrielle Kolonisation durch ihre technische Überlegenheit und fortschrittlichere Produktionsmethoden bedingt ist.

Wenn früher Europa eine Quelle von Patenten war, so müssen wir heute allein für Frankreich, Italien und Deutschland zusammen ein Defizit für Lizenzen im Betrage von 1,2 Milliarden Dollar jährlich feststellen.

Diese Situation hat in Europa vielleicht mit Ausnahme von Frankreich zu einem Minderwertigkeitskomplex geführt. Nur so ist es auch erklärlich, dass erfolgreiche europäische Forschungsergebnisse nicht in die Praxis Eingang gefunden haben, weil amerikanische Firmen mit andern Ver-

Fortsetzung auf Seite 3



Der Fingerzeig

On sait qu'à la suite d'un ouvrage fantaisiste paru à l'étranger dans lequel un certain John Kimche présentait à sa manière l'activité d'un général suisse contre Hitler», le Conseil fédéral décida enfin de charger M. Edgar Bonjour, professeur d'histoire à l'Université de Bâle, «d'une étude objective et approfondie sur notre politique étrangère pendant cette période difficile».

M. Bonjour, qui est au travail depuis trois ans, a recueilli aux meilleures sources des documents et des témoignages personnels de la part de ceux qui ont joué un rôle dans l'histoire suisse de la seconde guerre mondiale. Tous ceux qui se préoccupent d'expliquer cette histoire à nos concitoyens et en particulier à la jeunesse suisse attendaient, avec le plus grand intérêt, de connaître les résultats des travaux de ce professeur de l'Université de Bâle qui est si bien placé pour s'y consacrer.

Or, voici qu'un bruit étrange court à Berne... Maintenant que cette étude est terminée, et comme il vient de le faire, hélas! avec le rapport du professeur Daenzer sur l'affaire des «Mirages», le Conseil fédéral aurait décidé de considérer l'ouvrage du professeur Bonjour comme «un document à usage interne»...

Une fois de plus, la vérité serait ainsi dissimulée à l'opinion publique de la «plus vieille démocratie du monde». Pour savoir ce qui s'est réellement passé en Suisse pendant la seconde guerre mondiale, cette opinion en serait donc réduite de nouveau à se fonder sur les seuls témoignages de ceux qui, de l'étranger, attaquent systématiquement notre pays!

Divers grands journaux suisses, dont la «Neue Zürcher Zeitung» par la plume de son rédacteur en chef M. Bretscher, et la «Gazette de Lausanne», protestent par avance contre cette attitude inadmissible du Conseil fédéral en soulignant «la nécessité absolue de publier l'étude de M. Bonjour, et cela le plus tôt possible, afin que la génération des jeunes Suisses d'après-guerre, en particulier, ne soit pas nourrie exclusivement d'informations et d'interprétations tendancieuses sur cette période de notre histoire».

Aus der «La Suisse» vom 7. Juni 1965

Studententheaterwoche

»Was ist Studententheater in der Schweiz?« Diese Frage bildet das Thema der ersten schweizerischen Studententheaterwoche, die vom 26. Juni bis 3. Juli in St. Gallen stattfinden wird.

Den acht zur Zeit an den Hochschulen unseres Landes bestehenden Theatergruppen wird erstmals Gelegenheit gegeben, ihr Schaffen zu vergleichen, und so ihren künstlerischen Standort zu ermitteln.

Der VSS, Initiator und Organisator des Anlasses, möchte damit aber auch eine breitere Öffentlichkeit auf die Lage und Probleme des Studententheaters aufmerksam machen. Dieses ist seiner Meinung nach, obwohl es ein Ferment des kulturellen Lebens sein kann, allzusehr Stiefkind des akademischen Bildungsprozesses geblieben.

Das Programm, bestehend aus Stücken von der Antike bis zur Moderne, gespielt in drei Sprachen – Französisch, Deutsch und Englisch – wird durch Referate von Frau Dr. Brock-Sulzer, Zürich, und Charles Apothéloz, Lausanne, ergänzt werden.

Studenten ist Gelegenheit gegeben am Festival als Beobachter teilzunehmen. Im bescheidenen Unkostenbeitrag von 80 Fr. ist eingeschlossen: Unterkunft, drei Mahlzeiten pro Tag in der Mensa der Handelshochschule, Eintritte zu allen Veranstaltungen der Studententheaterwoche.

Anmeldungen nimmt das Sekretariat der VSS, Kornhausplatz 7, 3000 Bern entgegen.

Bericht vom ersten D. C. des Sommersemesters

Am 19. Mai tagte im Auditorium III der ETH der Delegierten-Convent. Im Zentrum des Interesses stand ein Antrag der beiden Studenten Markus Nabholz und Heini Wellmann auf einen Austritt des VSETH aus dem VSS (Verband Schweizerischer Studentenschaften). Dieser bewirkte einen Grossaufmarsch von studentischer Prominenz. Unter den Gästen sah man Urs B. Wyss, Präsident des VSS, Urs Osann (ETH IIB), Vizepräsident des VSS, Franz German und Wolfgang Auwärter vom KStR, Bernhard Kamer, Präsident des GStR, Stöffy Erhardt, Altpräsident des VSETH u. a. m.

Nachdem das Tagesbüro (Karl Rechsteiner, Fredi Ruh und Konrad Wittorf) gewählt war, schritt der Rat zur Wahl zweier neuer Vorstandsmitglieder: Maurice Rubbens IIIA/2 und Wolfgang Märki II/2 wurden für die beiden zurücktretenden Mathis Rapp II/6 und Herbert Link IIIA/6 neu in den Vorstand gewählt.

Auf Antrag des Vorstands beschloss der Rat den Austritt aus einem von belgischen und französischen Studentenschaften beherrschten internationalen Studenten-Verband (FIANE) und die Annäherung an die NEUES (North European Union of Engineering Students), die heute hauptsächlich von den skandinavischen Ingenieur-Studentenschaften getragen wird.

Ein weiterer Antrag des Vorstands, der die Gründung eines Vereins Wohnbaukommission vorsieht, wurde angenommen. Der Verein Wohnbaukommission hat dieselben Ziele wie die heutige WOKO, doch den Vorteil, dass – sollte sich die WOKO einmal in einem Projekt verrennen – nur der Verein mit seinem Vermögen, nicht aber die Vereinsmitglieder für den Schaden haften. Als Gründungsmitglieder haben die Studentenschaft der Universität und der Corporationen-Verband

bereits zugesagt. Die WOKO soll eine selbsttragende Institution werden, Studenten, die in einem WOKO-Zimmer wohnen, werden also in Zukunft nicht mehr von den Studentenschaften subventioniert.

Das grosse Wetterpech am letzten SONAFE hat bewirkt, dass die Rechnung mit einem Defizit von 7300 Fr. abschliesst. Davon übernimmt die KOSTA 1200 und der VSETH 2450. Die ETH-Studenten tragen so die Hälfte des ganzen Defizits.

Nachdem sich die Delegierten am »obligatorischen« Nachessen gestärkt hatten, setzten sie zur grosse Debatte um den Austritt des VSETH aus dem VSS an.

Auszugsweise können wir hier die Begründung zum Antrag von Markus Nabholz zitieren: Der VSS organisiert pro Jahr zwei Treffen, an denen man versucht, sich zu einigen. Das ideologische Geplänkel endet unweigerlich in einem Dialog zweier erstarrter Fronten. Es wird dann ein Vorstand gewählt, der unfähig ist, zusammenzuarbeiten. Vorschläge gelangen so nie zur Ausführung. Es gibt nichts, was der VSETH als Studentenverband einer gesamtschweizerischen Hochschule nicht ohne VSS erreichen könnte. Gemeinsame Aktionen gibt es sowieso nicht, und die Koordination ist mangelhaft. Der VSETH kann von Fall zu Fall die interessierten Sektionen einladen und mit ihnen über das Nötigste verhandeln. Die Öffentlichkeit wird den VSETH wieder ernst nehmen, da er den Mut hatte, aus einer Organisation auszutreten, über die die öffentliche Meinung schon längst unter Null gesunken ist. Man sagt, dass zur Zeit Ansätze zu neuer Arbeit vorhanden seien. Ansätze waren

immer wieder vorhanden, doch das Endergebnis ist immer gleich Null.

Urs B. Wyss (Präsident des VSS) holte leider nicht zu einer Replik aus, vielmehr blieb er in seiner Rede beim Geplänkel und griff weiter nicht in die Diskussion ein. Was Wyss verpasst hatte, holte Urs Osann (Vizepräsident des VSS) zum Teil lautstark nach. Punkt für Punkt kämpfte er die Begründung durch und konnte einiges widerlegen. Als grosse Aufgabe des VSS für die nächsten Jahre bezeichnete Osann den Entwurf einer gesamtschweizerischen Hochschulpolitik. Er schloss seine längeren Ausführungen mit den Worten: »Das Bild, das man an einem VSS-Kongress vom VSS erhält, ist immer ein Trugbild. Die Arbeit wird nicht an einem Kongress, sondern vorher und nachher geleistet.«

Darauf begründete der ehemalige VSETH-Präsident und Antragsteller Heini Wellmann den Antrag. Wir zitieren fast wörtlich: Die Motionäre haben den Schritt gut überlegt und die Arbeit des VSS verfolgt. Der VSS ist ideologisch nicht zu einigen. Ein Beispiel: Eine Wohnung sucht jeder Student, ob er aber ein »Droit sur le logement« hat, ist ihm egal. Jeder Student und jeder Politiker hat heute eine schlechte Meinung vom VSS. Die VSS-Vorschläge werden in den Parlamenten nicht mehr ernst genommen. Die Öffentlichkeit hat die Meinung, dass einige politisch ambitionierte Studenten hier ihren Lehrgang in Rhetorik und Verhandlungstaktik machen. Von Arbeit kann nicht die Rede sein. Seit der SSR sich vom VSS gelöst hat, hat er seinen Umsatz vervielfacht. Es ist beschämend, dass sich zukünftige Akademiker nicht einmal in grundlegenden Fragen des täglichen Lebens einigen können. Das wird sich nicht ändern, solange sich die gleichen Leute zu diesen Aemtern drängen. Der VSETH hat nun begonnen, sich um den gewöhnlichen Studenten zu kümmern. Die andern Studentenschaften sind ihm nicht gefolgt. Es ist deshalb opportun, den Weg zur Arbeit zum Wohl

des Studenten allein zu beschreiten und aus dem VSS auszutreten. Wir sparen viel Geld und Arbeit, die für wenig Nützliches eingesetzt werden. (Der VSETH zahlt jährlich 10 000 Fr. an den VSS). Von Vorstandsmitgliedern wurde festgestellt, dass das Prestige der Studenten am tiefsten sinkt, wenn sie selbst nicht mehr an eine Zusammenarbeit Deutsch-Welsch glauben; es sei noch viel beschämender, wenn Studenten nicht einmal gemeinsam über Probleme diskutieren könnten.

Alt-Präsident Stöffy Erhardt äusserte sich wie folgt: »Beide Seiten haben recht. Es war immer so, dass neue Präsidenten des VSETH nach einem Jahr resigniert aufgegeben haben. Man begriff den andern in seinem Standpunkt, doch selbst will man auch nicht nachgeben. Es stimmt auch, dass im VSS kommunistische Elemente wirksam sind. Die internationale Tätigkeit darf aber nicht vernachlässigt werden. Ein Auszug des VSETH aus dem VSS lässt den VSS in die Luft fliegen.«

VSETH-Präsident Pellegrini beschuldigte die Motionäre der Unstimmigkeiten. Er ist der Meinung, der VSS könne meinungsbildend mithelfen. Auf seinen Satz – »Man darf sich durch die oratorische Leistung nicht beeinflussen lassen; was die beiden Herren uns hier vorspielen, ist trotz allen ihren Verdiensten ein ganz grossartiges Theater und nicht mehr« – verliessen Wellmann und Nabholz unter Protest das Lokal. Mit 35 gegen 5 Stimmen beschloss dann der Rat, dass der VSETH Mitglied des VSS bleiben solle.

Zum Schluss wurde der Gartenzwerg Adolph II Bernhard Kamer (Präsident des GStR) zugespochen, der in seinem Votum für die Gründung der WOKO gesagt hatte, der Kanton Zürich verkörpere 10 (zehn) Millionen Einwohner.

Als Novum für singfreudige Studenten sei noch vermerkt, dass der Delegierten-Convent auf Anregung von Stöffy Erhardt mit dem Lied »Wütend wälzt sich einst im Bett« abgeschlossen wurde.

Konrad Wittorf

Eusi Meinig

Neues Leben in Bern?

Das politische Leben unseres Landes ist in eine Phase der Unruhe geraten; ob es sich dabei um eine schöpferische oder eine nervöse handelt, das werden die nächsten zwei bis drei Jahre zeigen.

Mirages und Sternstunden

Nach seinem ersten Herzinfarkt muss sich ein Mensch entscheiden, ob er ein neues Leben beginnen oder, weil noch einmal davongekommen, weiterwursteln will.

Der Mirage-Infarkt löste starke Impulse für einen neuen Start aus. Man sprach und schrieb von der Sternstunde

des schweizerischen Parlamentarismus. Seither ist ein Jahr vergangen und die Parlamentssterne sind wesentlich blässer geworden. Als Aertztekollegium wurden die Geschäftsprüfungskommissionen beider Räte eingesetzt. Das veröffentlichte Gutachten verordnet eine wesentlich verbesserte Kontrolle, ohne sich aber zur Therapie der Krankheit zu äussern. Komischerweise gibt es nun aber bereits in- und ausserhalb des Parlaments Kräfte, die schon der Verbesserung der Kontrolle den Kampf angesagt haben. Sie sagen: Man muss halt Vertrauen in die Verwaltung haben! Den Infarkt wollen sie heilen, indem sie ihn in einem einmaligen Betriebsunfall umtaufen. Diese Methode soll sich schon im letzten Jahrhundert sehr gut bewährt haben.

Um was geht es wirklich?

Unsere politischen Einrichtungen, die bei ihrer Geburt im Jahre 1848 als Wunderkinder bezeichnet werden durften, sind von der Entwicklung überrollt worden. Nachdem nach dem Untergang der Postkutschenzeit eine ganz angemessene Trauerzeit eingehalten wurde, ist es soweit, dass sich die tatsächlichen Verhältnisse immer »störender« bemerkbar machen. Es handelt sich dabei um die gleiche Situation, die wir in der Schule, in der Forschung, in der Wirtschaft, im Militär, im Verkehr, ja fast in allen Belangen menschlichen Tuns erleben. Weil sich das Tempo der Veränderungen seit dem Zweiten Weltkrieg unheimlich beschleunigt hat, »hinken« wir hintennach.

Was wird das Parlament tun?

Den eidgenössischen Räten fehlt es an Zeit, an Hilfsmitteln, an Mitarbeitern, um unser Land wirklich zu führen. Dabei wird diese »Führung« immer wichtiger. Die neuen Aufgaben des Bundes und die besondere Rolle der Politik in der pluralistischen Gesellschaft verlangen eine Bundesversammlung, die ein Zentrum der Initiative und der rechtzeitigen und richtigen Entscheide ist. Heute ist sie überfordert. Das Resultat ist bekannt. Wir hoffen, dass sich in dieser Session des Nationalrates genügend Nationalräte finden werden, die a) bei allem Respekt vor der Tradition den Zeitpunkt erkennen können, da sie zum Zopf geworden ist und b) die Kraft haben, ihn abzuhauen.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

Nach abgeschlossenem juristischem Studium

möchten Sie Ihr Wissen nunmehr im täglichen Geschehen zur Anwendung bringen und in der Praxis vertiefen.

Eine wirklich vielseitige und breite Basis hierzu und die Möglichkeit, wertvolle Erfahrung zu gewinnen, bietet die Bearbeitung wirtschaftsrechtlicher Fragen. Als bedeutendes Finanzinstitut mit vielfältigem internationalen Geschäft bieten wir Ihnen ein Tätigkeitsfeld, das Ihre Initiative und Ihren Wunsch nach selbständigem Wirken voll zur Geltung kommen lässt.

Schriftliche Offerten mit den üblichen Unterlagen erbitten wir an unsere Personalabteilung, Bahnhofstrasse 45.



Schweiz. Bankgesellschaft
Zürich 1

Lichtpausen Plandruck Offsetdruck Photokopien Dissertationen

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastr. 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

Zürich Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität ETH
Handelsschule Arztgehilfenschule

THEATER am HECHTPLATZ

Ab 14. Juni,

nur kurze Zeit, endlich wieder in Zürich:

Hanns Dieter Hüsch

in seinem neuen Soloprogramm.

Studenten an der Abendkasse (ab 19.00 Uhr)
50% Ermässigung.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich
Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44

Electras

Südvietnam und die Vietkongs

Im letzten »Zürcher Student« erschien bereits ein Artikel über den Krieg in Südvietnam, in dem Beat Glatthaar dessen internationale Bedeutung beleuchtete. Im Folgenden soll darauf nicht mehr eingetreten werden, sondern einmal andere, mehr militärische und kriegspsychologische Aspekte dieses Konfliktes betrachtet werden, über die leider, wie festgestellt wurde, auch in den USA nur mangelhafte Vorstellungen bestehen.

Die natürlichen Verbündeten des Vietkong

Ein Blick auf die Karte zeigt, dass das Gelände eindeutig zu Gunsten der kommunistisch gelenkten Guerillaarmee spricht. Eine klare Grenzziehung gegen die Nachbarstaaten Nordvietnam, Laos und Kambodscha gibt es nur auf dem Papier. Praktisch kann diesen Grenzen, das ist zumeist den Dschungel durchziehen, keine Nachachtung verschafft werden, und Grenzverletzungen (= Infiltrationen) sind in der Tat so alltäglich, dass darüber überhaupt nicht mehr gesprochen wird, obwohl dies andernorts, man denke an Israel oder Pakistan, ganz andere Bedeutung erlangen würde. Eine Luftüberwachung und eine Bombardierung der Nachschublinien haben nur beschränkte Wirkung, denn die Vietkongs verstehen sich ausgezeichnet auf Tarnung und wissen ihre Nachschubwege so anzulegen, dass sie aus der Luft praktisch nicht auszumachen sind. Auf den Rücken von Trägern oder sogar Elefanten werden zumeist nachts Munition und Waffen, darunter neuerdings auch zerlegte Geschütze, auf unwegsamen Dschungelpfaden in vorbereitete Verstecke gebracht. Der Zeitaufwand ist auf diese Art enorm gross, aber der Vietkong hat Zeit. Es kommt hinzu, dass die Guerillas nur bis zu einem gewissen Grad auf Nachschub aus dem Norden angewiesen sind. Man weiss, dass schon ganz Kompagnien mit erbeuteten amerikanischen Waffen ausgerüstet sind!

Götterdämmerung

Fortsetzung von Seite 1

fahren arbeiten und man zum vornherein annehmen, dass diese besser seien.

Eine technische Führungsstellung ist aber eine wesentliche Voraussetzung für eine prosperierende Industrie und Wirtschaft. In der Schweiz müssen wir daher, wollen wir nicht einfach ein wirtschaftlicher Satellit werden und vom ausländischen Know how abhängen, alles daransetzen, grosse technische industrielle Aufgaben zu formulieren. Vor dem Ersten Weltkrieg war der Schweiz eine solche Aufgabe gestellt. Damals war man von der Notwendigkeit überzeugt, unsere Eisenbahnen nicht mehr mit Dampf fahren zu lassen, sondern mit Elektrizität. Daraus ist in der Folge eine bedeutende elektrotechnische Industrie entstanden, die eine Ausstrahlung weit über unsere Grenzen hinaus besass. Es besteht somit gegenwärtig die Notwendigkeit, unsere nationale Forschungsaufgabe zu umschreiben, um unsere Kräfte zu polarisieren.

Man dürfte kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass sich Frankreich eine solche nationale Aufgabe gestellt und sie gelöst hat: die Force de frappe. Dass nun das Resultat zu politischen Zwecken missbraucht wird, wie wir es von unserem amerikanophilen Standpunkt beurteilen, darf uns jedoch nicht davon abhalten, ähnliche gewaltige Anstrengungen zu unternehmen, um unsere Kräfte für eine nationale Aufgabe einzusetzen, d. h. es muss sich eine Forschungspolitik auf Landesebene herauskristallisieren. Falls dies nicht geschieht, werden auch die vielen schönen Labhardt-Millionen, die für die Forschung auszugeben sein werden, nutzlos verpuffen. Die Forschung an den Universitäten muss so lange frei sein, als durch deren hervorragendes Niveau die Zukunft vorbereitet wird, indem Entdeckungen gemacht werden, die durch kein rationales Denken vorausgesehen werden können. Gleichzeitig müssen wir uns aber überlegen, wieweit wir in Anbetracht der Schwierigkeiten uns eine solche Mäzenatenrolle gestatten können. Wenn wir nach England blicken, wo die freie Forschung auf einem ausserordentlich hohen Niveau gepflegt wird, stellen wir fest, dass seine Industrie und Wirtschaft durch diese Tätigkeit wenig befurchtet wird. Die entscheidende Bedeutung, um die so oft gepriesene Vormachtstellung des Abendlandes zu halten, liegt also in der angewandten Forschung. Es ist heute unbestritten, dass die Forschung einen lebenswichtigen Faktor für Industrie und Wirtschaft darstellt. Und ohne gesunde Wirtschaft ist auch die Möglichkeit zur freien Forschung an den Universitäten nicht gesichert. Die Forschung und Entwicklung als Hauptinstrument zur Sicherung der Industrie und Wirtschaft soll von professionellen Organismen an Universitäten, Forschungsinstituten oder Industrien durchgeführt werden. Dabei muss die Rentabilität für die Zielsetzung massgebend sein, und die erreichten Resultate sollen die Weiterführung bestimmen. Die Forschung kann nicht mehr Selbstzweck sein, ausgenommen die Grundlagenforschung, welche durch hervorragende schöpferische Persönlichkeiten geführt wird.

ML

Diese Überlegungen beruhen auf einer Rede des Generaldirektors des Battelle-Institutes, Dr. H. Thiemann, anlässlich der Generalversammlung der GFF (Gesellschaft für Förderung der Forschung) und auf einem Artikel der NZZ über den Stand der schweizerischen Projektierungsarbeiten für Atomkraftwerke.

Für die phantasievolle Tarnung zwei Beispiele: Ein amerikanischer Pilot berichtet, wie er auf einem Erkundungsflug plötzlich einen sich bewegenden Baum in einem Wäldchen an einem Ort entdeckte, den er vorher als grosse Lichtung in Erinnerung hatte. Beim nochmaligen Ueberfliegen und Beschiessen des verdächtigen Objektes sei der ganze Wald davongerannt!

Die zahlreichen unter Wasser stehenden Reisfelder bieten an sich nur geringe Möglichkeiten, sich zu verbergen. Doch auch da wussten sich die Guerillas zu helfen. Ganze Einheiten tauchen bei Gefahr einfach unter. Sie sind darauf trainiert, stundenlang unter Wasser zu verbleiben, indem sie Strohhalm als Schnorchel verwenden.

Ein weiterer Verbündeter der Rebellen ist das Klima. Während der langen Regenzeit haben sie aus der Luft nicht viel zu befürchten. Sie und nicht die Gegner entscheiden fast ausnahmslos, wo und wann eine Schlacht geschlagen werden soll. Ausserhalb des Monsuns ist das Wetter dermassen schwül, dass Kämpfer, die vorher in anderen klimatischen Verhältnissen lebten, grosse Schwierigkeiten haben, längere Raids im Urwald durchzustehen.

Das Volk und die Regierung

Nun zu einem weiteren Punkt, der für die Südvietnamesen und ihre Protektoren ein grosses Problem bildet. Grosse Politik wird eigentlich nur in der Hauptstadt Saigon gemacht. Im weitaus grössten Teil des Landes lebt die Bevölkerung in nach aussen hin fast ganz abgeschlossenen Dörfern, in denen niemand Interesse für ein demokratisch regiertes Land namens Südvietnam zeigt. Was kann diese Demokratie ihnen schon bringen? Da die herrschenden Kreise zudem dauernd das unerfreuliche Schauspiel von Machtkämpfen bieten und für die sozialen Belange des Volkes herzlich wenig herauserschaut, begreift man, dass die einfach lebenden Reisbauern in ihrem Frieden belassen sein wollen und mit den »Herren« Saigons nichts zu tun haben wollen. Aber aus ihren Reihen rekrutiert der Vietkong seine Truppen, und damit ist auch der gewünschte Friede dahin. Die geschickte Taktik, die dabei angewendet wird, verdient es, näher betrachtet zu werden und sei hier an Hand eines Beispiels erläutert.

Die Arbeit einer Agitprop-Gruppe

In einem Dorf, das bisher vom Krieg nur gehört hatte, taucht eines Tages eine Gruppe von zehn bewaffneten Fremdlingen auf, darunter eine Frau. Mit aller nur erdenklichen Höflichkeit erbitten sie etwas zum Essen und erklären, in einem Nachbarort sei überhaupt nichts mehr zu erhalten, da die Amerikaner alles vergiftet hätten. Nachdem die Fremden noch einige patriotische Lieder zum besten gegeben haben, verschwinden sie wieder im Dschungel, kehren aber in ein paar Tagen zurück. Der Anführer erklärt: »Wir sind gekommen, um euch unsere Schulden zu bezahlen. Wir wollen euch beim Bau von Hütten und in den Reisfeldern helfen. Das Mädchen bei uns ist Krankenschwester und wird eure kranken Kinder pflegen.« Die sympathischen und hilfsbereiten Fremdlinge erscheinen immer häufiger und halten nun auch Meetings ab, wo politische Probleme besprochen werden. Später machen sie den Dorfbewohnern unter Hinweis auf die Gefährlichkeit der Aggressoren plausibel, dass sie unbedingt mithelfen müssten, Fussfallen zu bauen, wollten sie weiterhin frei leben. Eines Tages wird auf einer Bahre eine erschossene Frau ins Dorf getragen, die von den verfluchten Amerikaner getötet worden sei. Mit entsprechendem herzerweichendem Zeremoniell wird sie in der Nähe der Siedlung begraben. An weiteren Tagen erfolgen Anweisungen, wie die Lebensmittel zu verstecken seien und wie sich die Bewohner gegenüber Fremdlingen, insbesondere Steuereinzählern und Regierungstruppen zu verhalten hätten. Unter Anleitung der Agitations- und Propagandagruppe werden vorbereitete Stellungnahmen im Dorf herum gebaut. Nach einiger Zeit findet wieder eine gut vorbereitete Show statt: Die Freunde des Dorfes bringen einen gefesselten Verräter mit. Vor versammeltem Volk wird erklärt: »Das ist ein Lakai der US-Verbrecher, den wir einfingen, während er mit seinen Spiessgesellen ein friedliches Dorf plünderte. Was sollen wir mit ihm tun? Unter lebhafter Zustimmung der Bevölkerung wird dem Leben des »Teufels in Menschengestalt mit ein paar Messerstichen ein schmachliches Ende bereitet.

Die Stimmung im Dorf ist nun soweit gediehen, dass die »Freunde des Volkes« daran gehen können, die Männer militärisch zu drillen. Nach und nach werden einzelne von ihnen auf nächtliche Ueberfälle mitgenommen, von wo sie auch bald die ersten erbeuteten Waffen mitbringen, die mit Stolz in den täglichen »Paraden« vor der flatternden Fahne der »Nationalen Befreiungsfront« mitgeführt werden. Der Tag ist nicht mehr fern, wo dieses Dorf innerhalb des Vietkong eine selbständige, zuverlässige Kampf Einheit bildet. Die Agitationsgruppe hat gute Arbeit geleistet und kann sich ans nächste Dorf heranmachen.

Wie primitiv das ganze Procedere auch erscheinen mag, es ist äusserst erfolgreich. So ist anzunehmen, dass Tausende in den Reihen der Vietkongs ehrlich überzeugt sind, für eine gute Sache zu kämpfen gegen einen schlimmen Aggressor, von dem sie vorher keine Ahnung hatten, den sie jetzt aber in ihren politischen Diskussionen ständig von neuem kennenlernen und entlarven! Dass

sie dabei auf der Seite des Kommunismus kämpfen, kommt ihnen gar nicht zum Bewusstsein. Das Wort Vietkong (= Vietnamesische Kommunisten) existiert für sie nicht. Sie kämpfen für die »Nationale Befreiungsfront«. Nach Schätzungen amerikanischer Experten soll der Anteil der von Hanoi ausgebildeten Infiltratoren 15% nicht überschreiten. Zwischen 60 000 und 90 000 Mann sollen in Südvietnam rekrutiert worden sein.

Auch die Regierungstruppen haben ihre Propagandateams. Ihnen stehen Helikopter und Fahrzeuge zur Verfügung, mit denen sie abgelegene Dörfer besuchen, dort ihre Leinwand aufbauen, rasch ein paar schöne Filme zeigen, Broschüren (gedruckt vom US Information Service in Saigon oder Manila) und Geschenke verteilen, ehe sie mit ihrem »Krimskram« sich wieder aus dem Staube machen, froh darüber, dass alles so schön ohne Störung des Vietkong erledigt werden konnte. Welche Methode wirkungsvoller ist, liegt auf der Hand. Die Kommunisten haben eben erkannt, dass man, um die primitiven Leute (man verzeihe mir den Ausdruck) für sich zu gewinnen, mit ihnen leben, mit ihnen arbeiten und mit ihnen essen muss.

Die Sache mit den Helikoptern

Man glaubte zu Beginn der Engagierung der USA in den Vietnamkrieg, dass der Helikopter die Wunderwaffe sei, mit der den Rebellen in Kürze der Garaus gemacht werden könne. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Als die ersten Helikopter den Südvietnamesen zur Verfügung gestellt wurden, wurden diese von den mehr oder weniger genialen Generalen als mobile Gefechtsstände verwendet, oder mit anderen Worten so als Mädchen für alles missbraucht, wie das manchmal in schweizerischen Einheiten mit dem Jeep des »Kadix« geschieht. Von ihrem fliegenden »Büro« aus wurden mit Farbstiften die herrlichsten Aktionen auf Karten konzipiert. Bei deren Ausführung war das Ergebnis oft, dass ganze Regimenter tagelang den Dschungel durchkämmten, planmässige »Flankenstösse« und koordinierte Angriffe von verschiedenen Seiten unternahmen und schliesslich kein einziger Vietkong auch nur gesehen wurde. Bald griffen hier die amerikanischen Berater ein, und fortan transportierte man nicht nur die Kommandanten, sondern auch deren Soldaten mit den Helikoptern. Es folgten vorbereitete Lufttrails, bei denen Truppen in Gebiete geflogen wurden, wo vorher Vietkongs festgestellt wurden. Doch gab es auch hier nur zufällige Zusammenstösse mit den Guerillas. Heute sieht der Einsatz der Helikopter anders aus. Es werden eigentlich nur noch dorthin Truppen geflogen, wo bereits Kontakt mit Vietkongs hergestellt ist, also z.B. das Heranfliegen von Verstärkungen. Doch auch jetzt noch, wo diese Taktik verfeinert wurde, darf den Helikoptersätzen nicht allzu grosse Bedeutung beigegeben werden. Mit ihnen allein wird dieser Krieg nicht gewonnen!

Trotzdem noch viel über die Verhältnisse in Südvietnam und die Kampfweise des Vietkong zu sagen wäre, möchte ich darauf nicht weiter eingehen. Ich kann aber jedem politisch und militärisch Interessierten nur empfehlen, die Zeitungsberichte über den südostasiatischen Kriegsschauplatz nun aufmerksam zu studieren. In den nächsten Wochen und Monaten werden bestimmte wichtige Ereignisse zu melden sein, nachdem dieser Krieg jetzt in eine neue Phase eingetreten ist. Die Angriffe der Vietkong nehmen an Vehemenz zu, bald werden die amerikanischen Truppen selbst in Kämpfe verwickelt werden, und Hunderte aus ihren Reihen werden ihr Leben lassen müssen. Die Tatsache, dass diese ihr Leben für Ideale und für eine Lebensweise opfern, denen auch wir verpflichtet sind, sollte uns nicht nur Anlass zur Beruhigung sein!

Carlo von Ah

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa

VERLAG P. G. KELLER
WINTERTHUR

Büro nur in Zürich-Witikon:

Im Brächli 15-17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03




STUDIO B

Sprechtechnik
für Redner,
Pfarrer, Anwälte

Zürich-Enge
Waffenplatzstrasse 68
Tel. 90 29 64

Karl Wagner



Sunnehus
bei der ETH

Jeden Abend erstklassiger Pianist
Schönes Stübl für Essen jeder Art
Prima Küche. Zimmer ab Fr. 12.-
Television

TEA ROOM LUNCH ROOM

Wellenbera
AM HIRSCHENPLATZ
BEI DER ZENTRALBIBLIOTHEK

**Studenten mit Legi
auf Essen 10%**



BIELLA
Kolleg- und Taschenringbücher

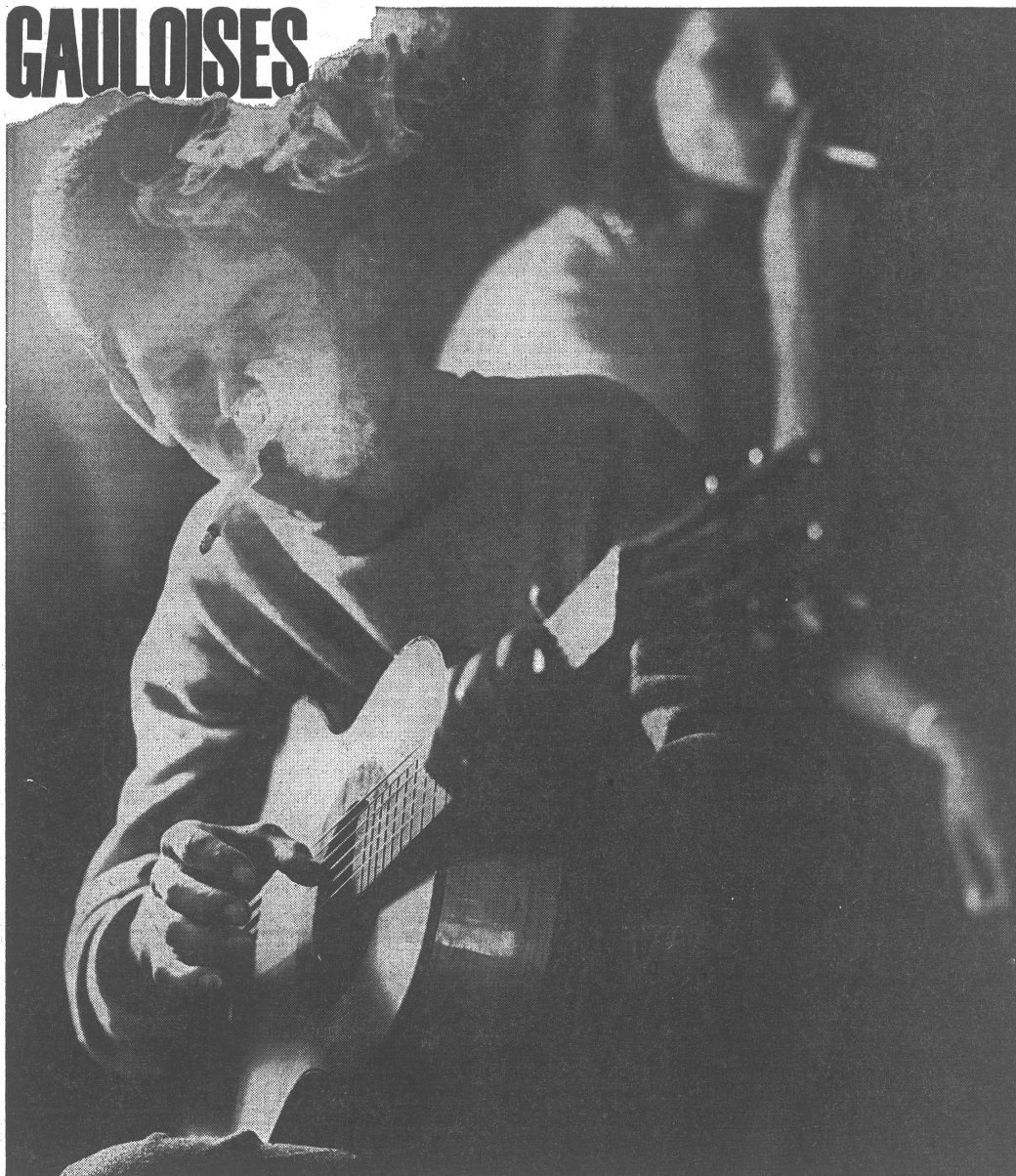
mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.



FREIHOFFER
Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22

GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(ungebunden und hellhörig)

Haben Sie ein Faible für die kleinen Chansons aus Paris? Begeistern Sie die temperamentvollen Rhythmen aus Spanien? Lieben Sie echten Jazz? Gehören Sie zu jenen, die kreativ sind und gern improvisieren?

Es ist beinahe sicher, dass Sie auch die Gauloises lieben, Sie und Ihre Freunde. Weil Sie wissen, was echt und unverfälscht ist.

GAULOISES - ORIGINAL TABAC DE FRANCE. REIN, REICH, UNVERFÄLSCHT. UN PLAISIR SANS EGAL. FÜR ECHE TE RAUCHERI

G 65/65

Aus Anlass des

20jährigen Bestehens

meiner Firma erhalten

15 Juristen

die mir bis 31. Juli 1965 den Auftrag zum Druck ihrer Dissertation erteilen, Gelegenheit, die Druckkosten ganz oder teilweise durch Mitarbeit an der Schweizer Rechtsbibliographie (Heimarbeit) abzuverdienen.

Interessenten sprechen mit dem Manuskript ihrer Dissertation vor bei **Dr. H. Christen**

Juris-Druck

und

Juris-Verlag

Basteiplatz 5 (2 Minuten vom Paradeplatz), Zürich 1
Tel. (051) 2777 27 und 2777 47

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- u. Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
Zürich 6, beim Poly
Telephon 47 64 59
A. Ruedlinger



Studenten!

Sie finden bei uns eine lohnende Beschäftigung als

Wächter

Sie verdienen monatlich zwischen Fr. 900.- und Fr. 1000.-. Die Arbeit als Wächter bringt Ihnen zudem einen gesunden Ausgleich zu Ihrem anstrengenden Studium.

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telefonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich, Militärstrasse 24, 8021 Zürich
Telephon (051) 27 43 10



Unser Spezialgebiet ist

Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe am

Grossmünsterplatz 7 und an der Badenerstrasse 69
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich



Apotheke Oberstraß Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

In der letzten Nummer der in Basel erscheinenden kritischen Zeitschrift *neutralität* erschien der untenstehende Artikel über die schweizerische Flüchtlingshilfe zur Zeit der Nazis. Wir danken dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Paul Ignaz Vogel, und dem Autor, Dr. P. Rippmann, für ihr freundliches Entgegenkommen, das uns den Abdruck im *zürcher student* gestattet. Wir sind uns bewusst, dass dieser Artikel nur einen (allerdings einen sehr wichtigen) Aspekt des schweizerischen Verhaltens in jener Zeit beschreibt, wir wissen auch, wie schwierig es für uns während und nach dem Zweiten Weltkrieg Gebohrnen ist, die Geschehnisse jener Zeit im Zusammenhang aller Aspekte zu sehen. Es ist also ein heliktes Unterfangen, einem Publikum, das kaum genau über jene Zusammenhänge Bescheid wissen kann, nur einen Aspekt vorzulegen. - Wir möchten darum hier mit aller Schärfe gegen einen allfälligen Entscheid des Bundesrates protestieren, den Bericht von Prof. Bonjour, der diese Zusammenhänge gerade uns Jungen einmal zeigen würde, nicht zu veröffentlichen (siehe Fingerzeig, Seite 1).

Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?

Von Dr. Peter Rippmann

Zwei Erscheinungen sind es, die der Diskussion über die schweizerische Flüchtlingspolitik neuen Auftrieb geben: zunächst die Diskussion über die Verjährung von Naziverbrechen in der Bundesrepublik der Öffentlichkeit den ganzen Problemkreis, der mit dem Schicksal des europäischen Judentums in Zusammenhang steht, wieder näher gebracht. Zum zweiten ist die Erinnerung an die Rolle der Schweiz unmittelbar vor und während der Zeit des Zweiten Weltkrieges wachergerüttelt worden durch die vom Bundesrat verfürgten Massnahmen zur Reduktion des Bestandes an ausländischen Arbeitskräften in der Schweiz, insbesondere durch die Markierung der Pässe jener italienischen Nordlandfahrer, die ohne Arbeitsplatznachweis in unser Land zu reisen suchten, aber an der Grenze umkehren und sich gefangen lassen mussten, dass ihr Pass mit einem X gekennzeichnet wurde. Das X stand - so wurde in der Presse erklärt - in fataler Beziehung zum berüchtigten J, das Tausenden von aus russischen Gründen verfolgten Menschen zum Verhängnis geworden war. Beide Aktualisierungskomponenten - die Diskussion über die Naziverbrechen in Deutschland und die damit im Zusammenhang stehende Frage einer allfälligen Mitschuld der Schweiz und die Gleichung X gleich J - sollen im folgenden untersucht werden.

Erstens: Die schweizerische Flüchtlingspolitik ist eine ausserordentlich komplexe Angelegenheit und kann kaum nach einheitlichen Gesichtspunkten beurteilt werden, weil unser Versagen so komplex ist, dass man nicht einfach beispielsweise dem Bundesrat oder der Fremdenpolizei die Allein-schuld in die Schuhe schieben kann; vielmehr muss grundsätzlich vorausgeschickt werden, dass die schweizerische Flüchtlingspolitik, die sich in erster Linie auf die Abwehr von aus russischen Gründen verfolgten deutschen Juden konzentrierte, nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht hinter der Fremdenpolizei der Bundesrat und hinter diesem die sogenannte öffentliche Meinung gestanden hätte. Jedes Volk hat nicht nur die Regierung, die es verdient, sondern auch die Flüchtlingspolitik, die es verdient, bzw. die es will. Das Unglück wollte es, dass gerade im Zeitpunkt, als sich das schweizerische Asylrecht erneut hätte bewähren müssen, die Nachwirkungen der Arbeitslosigkeit die allgemeine Xenophobie gefördert hatte und dass ausserdem die Abwehr gegen die nationalsozialistische Gefahr beinahe notwendig verbunden war mit einer zunehmenden Abneigung gegen jeden, der nur die deutsche Schriftsprache beherrschte. Und schliesslich wäre darauf hinzuweisen, dass es leider der Tradition gewisser Kreise nicht nur der Schweiz entspricht, einen mehr oder weniger gefährlichen und mehr oder weniger latenten Antisemitismus zu pflügen.

Auch wenn gleichzeitig mit Nachdruck darauf hinzuweisen ist, dass es wirksame Gegenkräfte gab, das beispielsweise das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz, das Schweizerische Arbeiterhilfswerk und zahlreiche weitere Organisationen unendlich viel zur Linderung des Flüchtlingselendes beigetragen haben und dass sich unzählige Schweizer individuell zu mitschenschlichen Aktionen auferufen fühlten - auch wenn man all das in Betracht zieht, dürfte die allgemeine Stimmung durchaus dem entsprechen haben, was in den Massnahmen von Bundesrat und Fremdenpolizei zum Ausdruck kam. Das musste vorausgeschickt werden, bevor diese Massnahmen selber Gegenstand der Erörterung bilden können. Und hier nun gilt es, zu differenzieren:

Da ist zunächst darauf hinzuweisen, dass die Uebernahme der nationalsozialistischen Rassen-theorie durch schweizerische Behörden die wohl folgenschwerste politische Fehlleistung darstellte. Die Bevölkerung konnte sich über diese Massnahmen als solche und über deren Konsequenzen in derart fragmentarischer Weise Rechenschaft ablegen, dass doch eine eindeutige Verantwortlichkeit der Bundesbehörden vorliegt: Kaum hatte Hitler die Macht ergriffen, richtete sich auch die Schweiz auf die rassenheterische Politik des neuen Regimes aus. Es genügt, in diesem Zusammenhang auf den Bericht Ludwig über »Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis zur Gegenwart« hinzuweisen, der mit Nachdruck festhält, dass die Weisungen des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements vom 31. März 1933 und der Bundesratsbeschluss vom 7. April 1933 über die Behandlung der politischen Flüchtlinge speziell gegen den Zuzug von Israeliten gerichtet war.

In welchem Ausmass hier Schweizer eine an sich nicht verantwortbare Verantwortung auf sich geladen hatten, bleibt nicht nur der Öffentlichkeit verborgen, sondern sogar dem Bundesrat - verborgen wenigstens bis Ende März 1954, als der »Schweizerische Beobachter« unter dem Titel »Eine ungläubliche Affäre« und gestützt auf die

von den drei Westmächten publizierten »Akten zur deutschen auswärtigen Politik« den Nachweis erbrachte, dass die schimpfliche Kennzeichnung der Pässe jüdischer Staatsbürger direkt auf den damaligen Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, Dr. Heinrich Rothmund, zurückging. Wie leichtfertig sich die Bundesbehörden dabei auf das Geleise der nationalsozialistischen Rassenpolitik hatten schieben lassen, geht allein schon aus der Tatsache hervor, dass die besondere Markierung der Pässe der nichtarischen Deutschen von der Eidgenössischen Fremdenpolizei im Jahre 1938 nur deshalb vorgeschlagen wurde, um die viel nahe-liegendere und das Gleichheitsprinzip nicht tangierende generelle Einführung des Visumzwanges für sämtliche deutschen Staatsangehörigen zu vermeiden! Die Kontroverse über Rothmunds Rolle hat in der Folge einen überaus aufschlussreichen und bezeichnenden Verlauf genommen.

Die im »Schweizerischen Beobachter« veröffentlichten Enthüllungen veranlassen Nationalrat Dr. Hans Oprecht zu einer Interpellation im Nationalrat. Damit war - der Sache durchaus unangemessen - das Signal für eine ausschliesslich oder vorwiegend politische Behandlung des ganzen Fragenkomplexes gegeben. Denn sogleich bemühtigte sich die Politik - und zwar einerseits die Partei-politik und andererseits das, was man als Politik der Koalition während der Kriegszeit bezeichnen könnte - des Stoffes und hat bis in unsere Tage hinein eine objektive Diskussion nicht vereitelt, aber doch ausserordentlich erschwert. Die grundsätzliche Fragestellung, die aus den Publikationen des »Beobachters« klar hervorging, wurde bewusst oder unbewusst verschoben. Es wurde nicht mehr darüber diskutiert, ob - wie aus den Akten ein-deutig hervorging - der damalige Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei eigenmächtig die Kennzeichnung der Pässe jüdischer Staatsangehöriger vorgeschlagen hatte und ob dementsprechend der Bundesrat im Jahre 1954 Rothmunds Spiel hätte verurteilen können, ohne sich von der Landesregierung des Jahres 1938 zu distanzieren; vielmehr beschränkte sich die öffentliche Diskussion weitgehend darauf, den Kritikern der Flüchtlingspolitik entgegenzuhalten, damals habe die schweizerische Regierung nichts anderes tun können, und es sei allzu billig nachher Kritik an den seinerzeit unausweichlichen Massnahmen zu üben.

Dieser Vorgang wiederholte sich in einer merkwürdigen Gesetzmässigkeit drei Jahre später, als der auf Grund der »Beobachter«-Publikationen und der darauf zurückgehenden Interpellation Oprecht vom Bundesrat in Auftrag gegebene Bericht über »Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis zur Gegenwart« von Professor Dr. Carl Ludwig erschien. Ludwig hatte es in der weisen Zurückhaltung des Historikers vermieden, Zensuren auszuteilen, und war auf die Frage, ob Rothmund den Bundesrat einseitig und unrichtig über die Vorgänge bei den Verhandlungen über die Kennzeichnung der Juden orientiert habe, nicht urteilend eingegangen, sondern hatte einfach die bereits vom »Beobachter« benützten Dokumente abgedruckt und damit der Öffentlichkeit das Instrument für die selbständige Prüfung dieses Problems in die Hand gegeben.

Wiederum bemühtigte sich die Politik der Diskussion. Die offizielle Stellungnahme und die Berichte in der Presse zeichneten sich mit wenigen Ausnahmen durch die Unfähigkeit aus, das Zentrum der Problemstellung zu erkennen. Erneut wurde der Versuch einer Reinwaschung des Chefs der Fremdenpolizei unternommen, und wiederum übersah man, dass im Zusammenhang mit dem besonders fragwürdigen J-Stempel die Gesamtverantwortung des Bundesrates deshalb nicht völlig gegeben war, weil dieser eben von Rothmund unrichtig orientiert war und in der Ueberzeugung handelte, die Kennzeichnung der Pässe der jüdischen deutschen Staatsangehörigen sei eine von nationalsozialistischen Regime ohnehin geplante und unmittelbar vor der Verwirklichung stehende Massnahme.

Man ist versucht, völkpsychologische Ueberlegungen anzustellen im Hinblick darauf, dass die schweizerische Öffentlichkeit die Enthüllungen über den Fall Rothmund vergleichsweise passiv zur Kenntnis genommen hat. Man müsste - trotz der eindeutigen Verantwortlichkeit Rothmunds - die Frage stellen, ob nicht das »Auf-und-leichte-Schulter-nehmen« des Berichtes Ludwig eine Art von Verdrängung darstellt, eine Verdrängung von Schuld komplexen, die im Hinblick auf die rigorose Flüchtlingspolitik der Schweiz und das stillschweigende Einverständnis der Bevölkerung zum mindesten mit einem Grossteil der Massnahmen gar nicht so schwierig zu erklären wäre. Solche Untersuchungen führen allerdings erfahrungsgemäss nicht allzu weit. Und so sollen diese Andeutungen denn hier auch keine andere Funktion haben als die, uns wieder in Erinnerung zu rufen,

dass die unbewältigte Vergangenheit, die wir so gerne unseren nördlichen Nachbarn nachsagen, für uns auch nicht ohne weiteres ein Fremdwort ist - wenn auch selbstverständlich die Proportionen, die hier zur Diskussion stehen, einen Vergleich nicht aushalten. Und es wäre hinzuzufügen, dass die Flüchtlingswelle, die nach dem ungarischen Aufstand im Jahre 1956 auch unser Land erreichte, diesmal wenigstens von einer praktisch unbegrenzten Zulassungspraxis begleitet war. Wir wollen hoffen, dass nicht nur die Ueberzeugung, man könne mit einer aktiven Flüchtlingspolitik gewissermassen aktiv in den zwischen Ost und West ausgebrochenen kalten Krieg eingreifen, die ungewöhnliche Asylfreundlichkeit der Schweiz erschöpfend erklärt.

Zweitens: Die Frage, ob und welcher Zusammenhang zwischen der jedem Humanitätsprinzip widersprechenden J-Zeichnung der Pässe der deutschen Juden und die Benützung dieses Kainszeichens durch schweizerische Behörden einerseits und der Kennzeichnung der Pässe von südländischen Arbeitern ohne Arbeitsbewilligung mit einem X andererseits bestehe, lässt sich nicht ohne weiteres mit einem eindeutigen Ja oder Nein beantworten. Es liegt zwar nahe, sich zunächst an jenes Wort Bundesrat Eduard von Steigers zu erinnern, der als Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements bei einem Flüchtlingstotalbestand von nicht einmal hunderttausend Personen erklärte, das Schiff sei voll, und diesen Anspruch zu konfrontieren mit den wohl über neunhunderttausend Ausländern, die heute in der Schweiz leben auf Grund der Hochkonjunktur, das heisst auf Grund des Bedarfes der schweizerischen

Aus dem »Ludwig-Bericht«

Seite 52

Die Weisungen des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes vom 31. März 1933 betreffend Einreise von Israeliten

Der nach der Machtergreifung durch die nationalsozialistische Partei einsetzende Flüchtlingsstrom aus Deutschland richtete sich zu einem erheblichen Teil nach der Schweiz. Die eidgenössischen Behörden hatten sich deshalb darüber zu entscheiden, wie diesem Geschehen zu begegnen sei. Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement, dem damals Bundesrat Dr. H. Häberlin vorstand, kam dabei zum Entschluss, es seien zwar die Grenzen offenzuhalten; dagegen könne unser Land den Flüchtlingen nur einen vorübergehenden Aufenthalt gewähren, wobei ihnen die Ausübung einer Erwerbstätigkeit zu versagen sei. Dieser Auffassung schloss sich der Bundesrat an. Sie fand ihren Ausdruck in Weisungen, die das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement am 31. März 1933 an die kantonalen Polizeidirektionen erging liess. Deren Inhalt wurde der Öffentlichkeit durch die vom Bundesrat genehmigten amtlichen Mitgeteilte zur Kenntnis gebracht.

In diesen Weisungen wird ausgeführt, dass den Juden, die durch die Ereignisse in Deutschland zur Abwanderung veranlasst würden, in der für sie schweren Zeit zwar ein vorübergehender Aufenthalt in der Schweiz nicht verwehrt werden solle, dass aber die bei uns bestehende Ueberfremdung gegenüber dieser Zuwanderung die grösste Aufmerksamkeit verlange . . .

Es seien daher alle Aufenthaltserwillingungen nach Art 19 der Verordnung der Eidgenössischen Fremdenpolizei zu unterbreiten und dürften jeweils nur für kurze Zeit, einen bis drei Monate, erteilt oder verlängert werden. Die zugewanderten Israeliten gehörten wohl meistens Berufen an, die in der Schweiz schon längst überfüllt seien (kaufmännische Angestellte, Techniker und Ingenieure, Musiker, Juristen, Aerzte und andere akademische Berufe). Die Bewilligung zur Ausübung eines solchen Berufes dürfte daher unter keinen Umständen erteilt werden. Diese Regelung könne freilich in Einzelfällen zu Härten führen. Die Betroffenen dürften aber nicht vergessen, dass sie dankbar sein müssten, wenn die Schweiz ihre Grenzen offengelassen habe und ihnen über die schlimmste Zeit vorübergehend Zuflucht gewähre . . . Wo Wiederkehrungen festgestellt würden, sei unschädlich dagegen einzuschreiten, gegebenenfalls durch Entzug der Aufenthaltserwillingung. In allen diesen Fällen sei die formelle Wegweisung zu verfügen und, um Trölerereien zu verhüten, sofort der Eidgenössischen Fremdenpolizei Ausdehnung auf die ganze Schweiz zu beantragen. Ausländer, die durch ihr Verhalten Anlass zur Beunruhigung im Sinne der Richtlinien, die der Grosse Stadtrat am 3. November 1920 erlassen hatte - besondere Bestimmungen gegolten.

Mit der zunehmenden Verschlechterung der Lage aller Juden in Deutschland hat dann freilich die Unterscheidung zwischen Ost- und Westjuden jede Berechtigung verloren, und es ist deshalb von ihr nur noch in zwei dem Verfasser dieses Berichtes bekannten Aktenstellen (vom Frühling 1938) die Rede . . .

Seite 61:

Die Ueberfremdung

. . . Mit den wesenfremden Elementen, deren Festsitzung im Land nach dem Kreischreiben vom 21. März 1933 vor allem vermieden werden sollte, waren offenbar Juden östlicher Herkunft gemeint. Dazu ist festzustellen, dass damals auch andern behördlichen Anordnungen die Auffassung zugrunde lag, Ostjuden seien dem Schweizer wesensfremd und deshalb nur schwer assimilierbar. So haben in Zürich bis zum Jahre 1936 für die Einbürgerung von Juden aus dem Osten - gemäss Richtlinien, die der Grosse Stadtrat am 3. November 1920 erlassen hatte - besondere Bestimmungen gegolten.

Seite 103

Der Vorschlag des Chefs der Polizeibteilung vom 22. August 1938

Am 22. August 1938 unterbreitete Dr. Rothmund, wie sich aus einer bei den Akten der Polizeibteilung liegenden handschriftlichen Notiz ergibt, Legationsrat Dr. Kappeler telefonisch den folgenden Vorschlag:

Industrie an zusätzlichen Arbeitskräften, die nur im Ausland rekrutiert werden können.

Allein, die Parallele ist, so nahe sie zunächst zu liegen scheint, nicht zu ziehen. Wohl hat sich die Schweiz in beiden Fällen vorwiegend auf Opportunitätsüberlegungen gestützt; aber das Handeln gemäss Staatsräson drängte sich im Zusammenhang mit der Zulassungspolitik gegenüber den ausländischen Arbeitskräften zum mindesten aus politischen Gründen sozialpsychologischer Art auf. Die Massnahmen der schweizerischen Behörden vorwiegend an der Südgrenze haben zweifellos in zahlreichen Einzelfällen eine grosse Härte bedeutet, indem die davon betroffenen Italiener unverrichteterdinge in die Heimat zurückgeschickt wurden. Doch eine eigentliche Notstandssituation, eine individuelle Notlage, wie sie für den politischen und rassistisch verfolgten Flüchtling angenommen werden muss, lag und liegt hier nicht vor. Und es stand - bezogen auf die Auswirkungen der Massnahme - nicht das Humanitätsprinzip zur Diskussion, das Theorie und Praxis des Asylrechtes bestimmen muss - oder wenigstens bestimmen müsste. Und so muss man es zwar als durchaus entbehrlichen und wenig rühmlichen Schönheitsfehler empfinden, dass die Eidgenössische Fremdenpolizei erneut auf die Idee gekommen ist, die Pässe anderer Staatsangehöriger zu kennzeichnen. Aber gleichzeitig ist festzuhalten, dass diesmal die Massnahme auch nicht im entferntesten den Anschein einer Komplizenschaft mit einem Verbrecherregime annehmen kann. Diesen entscheidenden Unterschied muss man betonen, will man nicht zum Konstrukteur einer »terriblen simplification« werden!

»Vereinbarung durch Notenwechsel

Um zu vermeiden, dass die Schweiz zur für sie unbedingt notwendigen lückenlosen Kontrolle der Einreise deutscher Emigranten den Sichtvermerk auf dem Reisepass ganz allgemein einführen muss, wird folgendes vereinbart:

An arische Personen, denen die Rückkehr nach Deutschland untersagt ist, sowie an alle Nichtarier wird der deutsche Reisepass nur ausgehändigt, nachdem von den zuständigen deutschen Passbehörden auf der 1. Seite des Passes folgender Vermerk eingetragen ist:

»Zum Grenzübertritt nach der Schweiz Sichtvermerk eines schweizerischen Konsulates notwendig.«

Auf bereits ausgeteilten Pässen wird der Vermerk eingetragen, sobald sie der Passbehörde aus irgendeinem Grund vorgewiesen werden.«

Seite 107:

Der Bericht der Polizeibteilung vom 27. August 1938 an den Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes

Der Antrag des Justiz- und Polizeidepartementes vom 25. August konnte in der Sitzung des Bundesrates vom folgenden Tag nicht behandelt werden, da nur vier Bundesräte anwesend waren und gegen die Wiedereinführung des Visumzwanges Bedenken wegen der daraus zu befürchtenden unerwünschten Folgen für den Fremdenverkehr geäußert wurden. In einem Bericht vom 27. August an den Departementsvorsteher verwies der Chef der Polizeibteilung erneut auf die Notwendigkeit einer lückenlosen Kontrolle der Emigranten, indem er darlegte, dass die neuen scharfen Massnahmen gegen die Juden (Ausschaltung von mehreren tausend jüdischen Ärzten, obligatorische Bezeichnung aller jüdischen Geschäfte, Diskriminierung der Personen, die dort einkaufen, besondere Nummern für die in jüdischem Besitz sich befindenden Autos, Zwang zu jüdischen Vornamen) auch eine neue Emigrationswelle aus dem Altreich erwarten liessen, und indem er überdies die geltend gemachten fremdenverkehrspolitischen Bedenken zu zerstreuen suchte.

Weiterhin äusserte Dr. Rothmund sein Bedauern darüber, dass der Bundesrat nicht schon am Vortag habe Beschluss fassen können, und sprach die Hoffnung aus, die Angelegenheit werde in der nächsten Sitzung erledigt werden. »Dieser Beschluss ist ja auch nur ein bedingter. Wenn Deutschland auf den Vorschlag, den wir ihm zur Vermeidung der Wiedereinführung des Visums gemacht haben, trotzdem noch eingehen würde oder uns - was ich allerdings für ausgeschlossen halte - einen andern, gleichwertigen machen könnte, so wären wir ja auch wieder um die Wiedereinführung des Visums herumzukommen.«

Seite 113/114:

Das Telegramm des deutschen Gesandten in Bern nach Berlin

In den »Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945«, herausgegeben von den USA, Grossbritannien und Frankreich, Band V, ist anmerkungsweise von einem Telegramm die Rede, durch das Minister Koehler am 2. September das Ergebnis seiner Besprechung mit Dr. Rothmund dem Auswärtigen Amt bekanntgab. Der Wortlaut dieses Telegramms ist nicht wiederzugeben, dagegen hat die Redaktion des »Schweizerischen Beobachters« in Basel in der Lage, dem Verfasser dieses Berichtes die Photokopie der Depesche vorzulegen, die sie vom Foreign Office in London hatte erhältlich machen können. Danach lautete das Telegramm wie folgt:

»Nr. 60 vom 2. 9. - Mit Bezug auf Erläss vom 29. 8. 35 R 18068 sowie auf Telegramm vom 1. Nr. 87 R 18590.

Dr. Rothmund erklärt, Einführung Sichtvermerkzwang lediglich für Juden technisch durchführbar, wenn alle Pässe für Grenzbeamte auf ersten Bick ersichtlich, dass Passinhaber Jude. Falls darüber Zusicherung unsererseits möglich, wird in Verbindung mit Politischem Departement Entscheidung des Bundesrates, der sich mit dieser Frage noch nicht befasst hat, herbeigeführt werden müssen. Einführung Sichtvermerkzwanges gegen Juden anderer Staatsangehörigkeit wird nicht erwogen. Vorbringen, dass deutsche Regierung in Einführung Sichtvermerkzwanges übergründete Unfreundlichkeit erblicke, wurde scharf zurückgewiesen, da von uns bisher vorgeschlagene Massnahmen Schweiz nicht nötige Sicherheit zur Unterbindung der Einreise von Juden geben.

sig. Koehler

das ECHO

Vielleicht liegt es daran, dass wir in unseren letzten Nummern einige Artikel publiziert haben, die unseren Lesern – sei es durch ihre Dummheit, durch ihre Anstössigkeit oder durch ihre Behauptungen über den Studenten in Zürich im Jahre 1965 – auf die Nerven gegangen sind. Vielleicht liegt es auch daran, dass wir bis jetzt eben von diesem Studenten in Zürich im Jahre 1965 eine etwas falsche Meinung hatten. Auf jeden Fall wurden wir in den letzten zwei Wochen mit Echos aus den Studentenkreisen zu einigen unserer letzten Publikationen förmlich überschüttet, was uns ausserordentlich freut. Und es soll uns nicht nur eine Freude, sondern auch eine Verpflichtung sein, hier im folgenden sämtliche dieser uns zugegangenen Echos zu veröffentlichen. Wir hoffen, dass diese Nummer des zürcher studentens nicht die einzige bleibt, die sich durch so viel Echo auszeichnet. Red.

Ein Weg zum Christentum?

Ein (ziemlich sicherer) Weg zum Atheismus

Es gibt viele Wege zum Unglauben. Man kann ihn als selbstverständlich ansehen – wie andere die Religion; man kann ihn aus Bequemlichkeit von den ungläubigen Eltern übernehmen – wie andere ihr Christentum; man kann Gott vom Thron stürzen, weil man seinen Vater töten möchte (hab' ich mal gehört) – ähnlich wie andere in der Kirche einen Mutterersatz finden (hab' ich auch gehört); allerdings: man kann auch durch ernsthafte Überlegung (wenigleich ohne absolute Sicherheit) zur Überzeugung gelangen, dass die Welt ohne Gott erklärt werden kann und soll oder gar nicht erklärt zu werden braucht. – Mancher einer gar bekennet sich deshalb zum Unglauben, weil ihm die überkommene Religion nicht befriedigend zu liegen vermag, dass sie nicht bloss unkritisch überliefertes Hirngespinnst vorangegangener Generationen ist.

In dieser Richtung liegt auch ein Weg, den ich vorschlagen möchte – es ist der sicherste und schnellste, den ich kenne: er besteht darin, den zürcher studentens, Nr. 2 des 43. Jahrgangs, vom Mai 1965 zur Hand zu nehmen, die Seite 6 aufzuschlagen und den Artikel »Ein Weg zum Christentum« zu lesen. Möglichst in der Absicht, in seiner Glaubensnot einen rettenden Halt zu finden, der es einem trotz aller Bedenken gegen den Glauben ermöglichen soll, sich nicht ganz vom Christentum abzuwenden.

Spieler und Sportsphilosophen?

Da liest man dann die etwas dogmatische Erkenntnis des Herrn W.N., dass »zumindest jede dogmafremde Philosophie nicht mehr als eine Gedankenleistung sein kann«. Nun ist es ja beruhigend, dass immerhin die Möglichkeit offengelassen wird, dass wenigstens an der im Schosse der Theologie wohlbehüteten Philosophie etwas dran ist; auch will ich gern zugeben, dass es für die Philosophen, mit denen W.N. verkehrt, vielleicht tatsächlich besser wäre, sie lösten Denkportaufgaben aus Schülerkalendern statt philosophische Probleme; aber mit dem Makel, blosser Gedankenleistung zu sein, würde ich tunlichst nicht die Philosophie selbst befechten. So ganz nutzlos scheint sie nämlich nicht zu sein, wenn sogar ein materialistischer Naturwissenschaftler wie Robert Havemann von der Philosophie fordert, sie »solle der Schlüssel sein zu neuer Erkenntnis« – und das von der Hegelschen Philosophie in bezug auf die Quantenmechanik auch beweist. Ob die Philosophie allerdings ein solcher Schlüssel sein kann, wenn sie sich von vornherein durch Dogmen ein für allemal festlegt, halte ich für fraglich.

Abgesehen davon: wenn W.N. die Philosophie einiger intellektueller Rätselösler wegen als Gedankenleistung bezeichnet, so könnte man versucht sein, wegen der von W.N. vorgeschlagenen oberflächlichen und blinden Glaubensentscheidung das ganze Christentum als »Willensspielerei« abzutun – und das wäre schade, denn ich glaube zumindest, dass das Christentum eine wichtige Station auf dem Wege der Befreiung des Menschen aus der geistigen und moralischen Knechtschaft gegenüber den Autoritäten war und noch heute sein kann (ruft doch Christus vorwurfsvoll: »Warum bildet ihr euch kein eigenes Urteil über das, was recht ist?«).

Die »göttliche Fügung«

Damit sind wir bei dem wohl dümmsten Argument von W.N.s Glaubenshilfe: die Behauptung des Dogmas, das einem »nach göttlicher Fügung am nächsten steht, nämlich das elterliche Christentum«. Dass das Christentum durch eine geistige Revolution entstanden ist, hervorgerufen von Jesus von Nazareth, hat W.N. wohl noch nicht bemerkt. Und dass es das evangelische Christentum gibt, weil Luther, Calvin, Zwingli und andere »Protestanten« waren, die sich nicht mit überlieferten Dogmen zufriedengaben? Und erst der arme Araber, der die islamische Religion seiner Väter übernimmt und plötzlich feststellt, dass sein Vorbild, der Prophet Mohammed, alles anders getan hat, als die Religion seiner Zeit anzunehmen? Und wie bemitleidenswert ist ein Kommunist, der von »Gott« dazu verdammt ist, Atheist zu sein, weil ihm diese »Religion« am nächsten steht?

Dass sich als Folgerung aus W.N.s Forderung die Einstellung aller Missionstätigkeit ergibt, dürfte einleuchten, denn jedem Menschen ist ja »nach göttlicher Fügung« bereits die Religion der Eltern zugehakt. (O weh, jetzt war ich so leichtsinnig und »gedankenspielerisch« mich der Logik zu unterwerfen.)

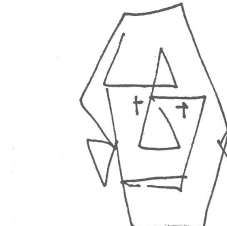
O felix vincula

Zweifellos ist es für Kinder und entsprechend schwache Geister einfacher, die Ideen einer Kultur aufgrund eines Dogmas in Beziehung zu bringen und zu beurteilen – es fragt sich jedoch, ob das so wünschenswert ist. Das läuft nämlich letztlich etwa auf die Geisteshaltung hinaus, wie sie Leszek Kolakowski als für die stalinistische Periode kennzeichnend darstellt: »Wie jeder Marxist im Jahre 1950 wusste, war die Vererbungslerntheorie Lussenko richtig, war Hegels Philosophie eine aristokratische Reaktion auf die Französische Revolution, war Dostojewskij ein »verfallener Dekadenzler« und Bafojewskij ein ausgezeichnete Schriftsteller, war Suworow ein Träger des Fortschritts und die Resonanztheorie in der Chemie ein überholter Unsinn. Jeder Marxist wusste dies auch dann, wenn er nicht wusste, in welchem Jahrhundert Hegel gelebt hatte, wenn er nie eine Erzählung von Dostojewskij gelesen und nie ein Chemiebuch für die Mittelschule durchgearbeitet hatte. Mit allem brauchte er sich nicht zu befassen, denn der Inhalt des Marxismus war ja durch die Behörde festgelegt – nur eben in unserem Falle durch die christliche Behörde, die Amtskirche. (Nebenbei: Der Marxismus ist dabei, diesen »Stalinismus« abzulegen...) Ich bin überzeugt, dass W.N. mir durchaus ein selbständiges Denken vom Standpunkt des christlichen Glaubens aus zugestehen würde; dennoch habe ich Grund, dieses düstere Bild des Dogmatismus zu erwähnen, spricht W.N. doch von der »glücklichen Lage« der Menschen in früheren Jahrhunderten, als ihnen »die christliche Lehre vom Staat, von der Gesellschaft und von den Eltern aufgezwungen wurde«. Oh Inquisition, wie warst du so schön... jetzt weiss ich endlich, warum die Menschen, die heute unter totalitären Verhältnissen leben, so glücklich aussehen weil ihnen eine offizielle Religion, der Atheismus oder eine bestimmte Art von Christentum mehr oder weniger aufgetrocknet wird.

Vollends wird die Absurdität von W.N.s Ansicht deutlich, wenn man sie sich von einem Schweizer Atheisten gesprochen denkt: »Wie bemitleidenswert sind wir hier in diesem Lande, denn wir müssen uns selbst aufzwingen, was uns niemand mehr aufzwingen kann: Den selbstverständlichen Gehorsam zum atheistischen Dogma.«

Auf diese Weise...

... zum Unglauben gelangt, merkt der Leser des W.N.schen Leitfadens zum Glauben, dass der Artikel »Ein Weg zum Christentum« womöglich in Wirklichkeit eine Satire war, und zwar eine ausgezeichnete, beiessende Satire auf die gehorsamen Mutttersöhnchen der Kirche, die nur deshalb in den zürcher studentens eingeschmuggelt werden konnte, weil die Redaktion sich mit dem Lesen der Uberschriften begnügte und nicht die Boshaftigkeit des sicher militant-atheistischen Autors W.N. erkannte...

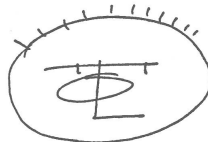


Um was es überhaupt geht

Vorstehendes sollte nicht die ehrliche Suche nach einer Weltanschauung verurteilen – im Gegenteil! Sicher ist es nicht völlig gleichgültig, ob sich das Leben des einzelnen oder gar der ganzen Menschheit irgendwann in Nichts auflöst oder nicht. Nur

wäre es ein wenig schmalpurig, nur die elterliche Religion zu befragen. Schliesslich versuchen andere Weltanschauungen, auch atheistische und marxistische, ebenfalls eine Antwort zu geben. Im kritischen Durchdenken und Durchleben dieser Fragen wird man feststellen, dass die moderne Theologie sich gar nicht hinter Dogmen zu verstecken braucht – ich denke z.B. an den grandiosen Lösungsversuch der evolutionären Theologie des hervorragenden Naturwissenschaftlers und Theologen Teilhard de Chardin, oder auch an die Ideen eines Robinson und anderer Theologen, die ich nur deshalb nicht nenne, weil ich sie zu wenig kenne. So dass ich die Forderung W.N.s, uns wenigstens für den Glauben offenzuhalten, nur unterstützen kann – wobei ich hinzufügen muss: die gleiche Forderung gilt für den schon oder noch Gläubigen dem Unglauben, dem Atheismus und Marxismus gegenüber. Denn »der Zweifel nährt den Glauben, und der Glaube nährt den Zweifel« (Reinhold Schneider) – welcher Art dieser Glaube ist, spielt dabei keine Rolle.

Hans Joachim Kreimer, phil. I



Herausforderung an einen militanten Christen

Man mag erbaunt sein, dass der zürcher student auch einen Artikel über religiöse Fragen Platz einräumt. Weniger ergötztlich ist indes, dass der Autor eben dieses Artikels glaubt, sich an eine Schar von Ignoranten zu wenden, die seine Erfreulichkeiten möglichst primitiv vorgetragen bekommen muss, um den grossen Gedanken überhaupt zu begreifen. Soviel Bescheidenheit ist sehr verächtlich und grenzt doch wohl eher an Unverschämtheit.

Zuerst einmal zum Kernpunkt: Die christliche Lehre will den Weg zum ewigen Leben und zur Erleuchtung vorzeichnen. Diese Antwort zeige, wie wichtig das Bekennen des Individuums sei. Fürwahr eine grossartige Unterstellung, denn es versteht sich ja von selbst, dass jeder Mensch nach ewigem Leben trachtet. Unvorstellbar scheint, dass es dergleichen verkommene Subjekte gibt, die, dankbar auf himmlischen Trost verzichtend, sich auf ihr irdisches Dasein besinnen. Wollte man W.N. glauben, so würde es sich bei dieser Gruppe von Menschen um Erlebnisarme handeln, die weder der Liebe noch dem Geheimnis des Opfers teilhaftig werden. Welch liebreizende Vorstellung, welche Wonne muss doch mit dieser Gewissheit verbunden sein, sich selbst als derart erleuchtet menschlichem Sein gegenüber wiederzufinden. Aber, so ist man versucht zu fragen, warum genügt es denn nicht, dass man selbst erleuchtet ist? Warum, zum Teufel, müssen andere daran teilhaben, auf Gedeih und Verderb?

In seinem Exkurs über Philosophie und Glaube kommt W.N. dazu, dass nur eine dogmatische Philosophie zu einer ernsthaften Auseinandersetzung mit dem Leben führen kann, alles andere aber gedankliche Spielerei sei. Man kann auch das die grosse Ueberraschung nennen, insbesondere deshalb, weil damit menschlicher Verstand und menschliche Vernunft als Fehlleistung des Schöpfers gewertet werden müssen, der ja ohnehin und nach W.N. nur einen einzigen Weg, den Glauben, zu einer haltbaren Weltanschauung offenlässt. Es ist offenbar unstatthaft, auf Grund der Tatsächlichkeiten menschlichen Daseins eine Philosophie zu formen, die versucht, zu metaphysischen Fragen nur insoweit Stellung zu nehmen, als sie schliesslich aus den Tatsachen folgen kann. Gewiss, die Fragen bleiben ungelöst wie am ersten Tag, aber auch der Glaube schafft keine folgerichtige und für alle Menschen verbindliche Antwort mit seiner spekulativen Basis, die ja gerade in Frage gestellt ist und zu anderen Möglichkeiten führen kann. Eine dieser Möglichkeiten ist die bewusste Ausschliessung eines Jenseits aus dem menschlichen Denken. Weshalb diese Möglichkeit nicht praktikabel und überdies vorteilhaft sein kann, möge man zuerst beweisen, um sich dann in Sentimentalitäten über die Philosophie zu ergehen!

In früheren Jahrhunderten – so W.N. – waren die Menschen in der glücklichen Lage, dass ihnen die christliche Lehre vom Staat, von der Gesellschaft und von den Eltern aufgezwungen wurde. Wer beispielsweise? Die Juden? Jene vielleicht, deren schlechte Gewohnheit, Zweifel zu haben, mit einem Autodafé zu enden pflegte?

Ist das Himmelreich das vornehmste Anliegen des Menschen? Ich erinnere, sofern gestattet, daran, dass auf dieser Erde nicht nur Kirchen, sondern auch KZ gestanden haben. Hat man verstanden, gegen wen ich mich richte und was überhaupt ein Anliegen sein kann? Das wäre allerdings eine, nein, die grosse Ueberraschung!

Martin Kind, stud. iur.

Zum Artikel »Ein Weg zum Christentum« in Nr. 2

Der Verfasser des Aufsatzes versucht, einen Weg zum Christentum zu zeigen, den er, wie ich annehme, selber gegangen ist. Der Weg muss also gangbar sein. Ist er es aber wirklich für alle diejenigen, die zu jener zweiten Gruppe der »Gottes- oder Göttergläubigen« gehören, an die sich der Artikel wendet? Ich wage dies nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, zu bezweifeln. Mir scheint, dass hauptsächlich zwei Hindernisse den Weg versperren:

Da ist zunächst das Dogma. Man kann vom Verfasser wohl kaum erwarten, dass er die Frage



nach der Bedeutung des Dogmas stellt, wenn man seine Ansicht über die Philosophie vernommen hat. (Er scheint ebenso unangemessen von der Philosophie zu denken wie andere vom Christentum. Der Grund wird in beiden Fällen derselbe sein: Diese Leute kennen nur mittelmässige Nachahmungen dessen, was Philosophie oder Christentum sein kann, und sollten sich deshalb hüten, ein vorschnelles Urteil darüber abzugeben.) Für den Schreiber scheint das Dogma als Offenbarung Gottes an der göttlichen Unnahbarkeit teilzuhaben, und es kann darum nicht nach ihm gefragt werden. Ist dies aber nicht eine unzulässige Verwechslung? Das Dogma versucht, den Menschen die unaussprechliche Wirklichkeit nahezubringen, aus der es geboren wurde und die jeder einzelne wieder erleben kann. Aber es ist deswegen nicht schon diese Wirklichkeit selbst. Wohl gibt es verschiedene gute Ausdrucksformen, aber auch die beste unter ihnen ist bedingt und endlich und für sich selbst genommen leer. Sie mit der Sache selbst zu verwechseln, scheint mir geradezu eine Herabsetzung der Grösse des damit Gemeinten, also Gottes, zu sein.

Es ist sicher richtig, dass niemand ohne Voraussetzungen und Dogmen auskommen kann, sobald er sich mit den wirklich bedeutsamen Fragen des Lebens auseinandersetzen will. Aber man kann eine Überzeugung haben und gleichzeitig wissen, dass sie nur eine von vielen Möglichkeiten ist, die eine Wahrheit auszudrücken. Ich meine damit das, was Jaspers den »Philosophischen Glauben« genannt hat.

Damit komme ich zum zweiten Punkt, der mir Schwierigkeiten bereitet: Es ist das willentliche Akzeptieren oder das Sich-Aufzwingen eines Dogmas, wie es im Artikel heisst. Wird damit nicht gerade der verkehrte Weg eingeschlagen? Ist dies nicht der Blinde, der so tut, als ob er sehen würde? Simone Weil schreibt einmal, dass von zwei Menschen, die Gott nur vom Hörensagen kennen, der Atheist recht habe, der »Gläubige« aber unrecht. Damit ist wohl gemeint, dass der durch einen Willensentschluss Gläubige sich notwendigerweise Vorstellungen über den Inhalt des Dogmas macht, die aber mit Sicherheit am Wesentlichen völlig vorbeigehen und dafür etwas Nebensächliches oder gar Verkehrtes in die Mitte rücken. Damit wird es für ihn um so schwerer, den wirklichen Zugang zu finden, und er läuft Gefahr, in der Mittelmässigkeit eines kampfhaft verteidigten »Glaubens« festzufahren.

Was vielleicht am meisten not tut, ist Wahrhaftigkeit! Sowie es falsch ist, an jeder geistigen Erfahrung aus Prinzip zu zweifeln, so ist es auch falsch, sich voreilig etwas anzu eignen, das man sich nur schenken lassen kann. Es ist nicht möglich, mehr als offen zu sein sowohl gegenüber dem christlichen wie auch andern »Dogmen« und zu warten, um die Wahrheit zu der Zeit und in der Gestalt entgegenzunehmen, in der sie sich uns zeigt.

Schlöpfer, phil II



Abstossendes »Fest der Offiziere«

Ich erlaube mir, Ihnen die hofliche Frage zu stellen, was Sie mit der Veröffentlichung der beiliegenden Zeilen haben bezwecken wollen. Offensichtlich handelt es sich hier bei weder um sachliche Kritik noch um geistreichen Spott oder bisshige Ironie: nur widerliches Gefegler bietet sich dem Leser an.

Pump und schnöde werden dabei das Militär als solches – ich denke, die Landesverteidiger zur Wahrung von Freiheit und Frieden ist wohl für Sie und die Leser Ihrer Zeitung unbestritten – als auch der Offizier als solcher, gleich welchen Grades beschimpft. Hat sich der Schreiber auch schon überlegt, dass mit unserem Milizsystem landauf, landab Tausende von Kompagnie- und Bataillionskommandanten neben ihrem Zivilberuf jahrein, jahraus für ihre Einheiten und Truppenkörper arbeiten müssen, z.T. unter erheblichen persönlichen Opfern, ohne irgendeine Entschädigung – sehr zum Wohle des Steuerzahlers!

Ich bin ganz einfach der Auffassung, dass, falls der Betreffende ähnliches erlebt haben sollte – was ich allerdings nicht glauben kann –, es einer mannhafte Beschwerde, bedurfte hätte! Hat er aber artiges nicht erlebt, so ist dieser Ergruss erst recht abstossend.

Ich verstehe nicht, sehr geehrter Herr Redaktor, wie Sie solches in einer Studentenzeitung, die Geist sprühen sollte, abdrucken können.

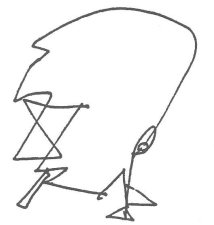
L. C. Schweizer



Dichterische Übung

Unter dem Titel »Ein ruhreicher Vorfalr zur See« war im letzten »zürcher studenten« eine Geschichte aus einem bulgarischen Kinderbuch wiedergegeben worden. Männlich hat gelesen, wissend gelächelt und weitergeblättert, eingedenk dessen, dass bei uns solche Dinge, in solch plumper Weise dargestellt, zum Glück nicht geschrieben werden. Und wenn schon, wir würden uns mit Empörung dagegen aufheulen. Nun, lieber Leser, ist in der gleichen Nummer besagter Zeitschrift ein Poem eines knj abgedruckt. Bist du dir beim Lesen nicht als bulgarisches Kind vorgekommen, dem hier ein Werk gleichert Art vorgezsetzt wurde? Vielleicht hast auch du diese »Töne von vorgestern« nicht nur belächelt und die Seite umgeblättert, sondern gestutzt und dir gesagt: »Aha, auch hier ein kleines Bulgarien! Würden wir den bulgarischen Verfasser fragen, woher er denn über den garstigen Westen so genau Bescheid wisse, müsste er mit leichter Verlegenheit antworten, dass man sich das so erzähle. Was meinst du, würde uns knj als Quelle angeben?« Ja, man erzählt sich das so. »Der bulgarische Verfasser hätte jedoch, seiner Pflicht bewusst, noch angefügt: »Aber ich meine es ernst. Es ist doch so!« Da müssten wir ihm allerdings zurufen: »Das ist doch in dieser Darstellung nicht wahr. Das ist Lüge!« So möchte ich dem Dichter knj sagen: »Du kannst von mir aus kritisieren, was du willst, auch Offiziere. Sie haben Fehler gemacht und werden deren noch viele begehen. Diese müssen auch angegriffen werden. Gute Beispiele findest du auf der selben Seite. Aber dein antiquiertes Poem, knj, ist eine sehr brillante Verfälschung, in einer Mentalität geschrieben, die auf der gleichen Ebene des bulgarischen Märchenzählers zu suchen ist, es sei denn, du könntest mir deine Anwesenheit bei den geschilderten Gelagen nachweisen. Solch verzerrte Lügen plagiatorisch nachzuplappern, die zur Karikatur ihrer selbst werden, finde ich gewisslos, auch wenn sie entweder nur als dichterische Übung oder gar tendenziös ernst gemeint sind. Oder bewogen dich, knj, andere Gründe zur heroischen Tat? Du scheinst mir ganz deiner dichterischen Erfindung, dem Obersten, zu gleichen, von dessen Rede gesagt wird: »... Geplapper, leeres Flunkern nur...«. Man sieht: Nicht nur die bulgarischen, sondern auch die schweizerischen Märchenzähler sind manchmal zu belächeln.

P. Eggenberger, phil. I



Der gute Wille des Geiferers Mao

Es dürfte einfach nicht wahr sein, dass von viel Dummem, das über Südvietnam geschrieben worden ist, etwas vom Dümmtsten im letzten »zürcher studenten« zu finden war.

Im Verkehr mit totalitären Staaten zähle einzig die reale Macht, schreibt B.G. Da ich die USA lieber nicht in diese Kategorie einreihen möchte, sehe ich gerne einen anderen Grund als eben diese nackte Macht, der die Amerikaner dazu bewegt, eine korrupte Regierung nach der andern zu unterstützen und wehrlosen Bauern die Reisfelder zu bombardieren. Weshalb streben sie nicht eine diplomatische Lösung an, weshalb haben sie der allgemeinen Forderung nach bedingungslosen Friedensverhandlungen erst nach Jahren und unter Druck nachgegeben, weshalb befürworten sie nicht die Wiedervereinigung Vietnams (Vietnam hat darauf mindestens dasselbe Recht wie Deutschland - Amerika hat in einem Bürgerkrieg eingegriffen) auf der Basis des Selbstbestimmungsrechtes, das sie sonst so oft im Munde führen? Sie wissen eben nur zu gut, dass allgemeine Wahlen, vor allem wenn sie wirklich frei durchgeführt werden könnten, zugunsten des Kommunismus ausgingen. So glaubt denn Johnson, wenn auch kaum mehr im Ernst, die Demokratie mit militärischen, also undemokratischen Mitteln retten zu müssen. Entsprechend werden denn auch die Bauern des Mekong, die die Mär von der Freiheit nicht so recht glauben wollen, in den sogenannten Wehrdörfern, hinter Stacheldraht und spitzen Bambusstangen, zur Freiheit erzogen. Wenn dann die »Zürcher Woche« - das Verschweigen des jedermann bekannten Namens hebt den Verfasser noch längst nicht in die schwindelnde geistige Höhe der NZZ empor - über einen »belanglosen« Gaseinsatz »hysterisch« wird und es damit wagt, ungeachtet der politischen Richtung gegen einen Bruch des Völkerrechtes zu protestieren, so ist das »mächerlich«.

Nun bin ich fast sicher, dass auch B.G. Zeter und Mordio schreit, wenn in Russland ein Lyriker nach Sibirien verbannt oder in Jugoslawien ein neuer Justizskandal ruchbar wird, oder wenn Kunde vom fürchterlichen Genozid an den Tibetern in den Westen dringt. Recht so! Wenn »moralische und ethische Grundsätze verletzt« werden, so muss man mit Vehemenz protestieren, wenigstens solange sich solche Vorfälle im Osten ereignen. Den Amerikanern, die ja zweifellos die bessere Ideologie vertreten, solches vorzuwerfen, sei ja - ich muss es wiederholen - »mächerlich«. Also: Russische Panzer in Budapest=schlecht, amerikanisches Gas in Vietnam=gut. Russische Waffen in Aegypten=schlecht, amerikanische Schützengräben in Santo Domingo=gut. Diese politische Schizophrenie äussert sich auch in der Forderung, mit den Kommunisten nicht zu verhandeln, weil sie Verträge doch nicht einhielten. B.G. scheint noch nicht vernommen zu haben, dass Stalin tot ist, dass die dritte Welt ihr Schiedsrichteramt - hier zum Glück - ernst nimmt, dass das Testabnabkommen von keiner Seite verletzt worden ist.

Wer sich auf moralische Grundsätze beruft, muss sie unter allen Umständen durchzusetzen suchen, er kann nicht das rechte Auge schliessen und nach links ein bisschen moralisch sein, ebenso wenig wie ein Mädchen ein bisschen schwanger sein kann. Wer so eloquent die russische Doppelzüngigkeit bei internationalen Verträgen anprengert, der erkläre mir doch bitte, weshalb man noch vor drei Monaten von amerikanischen »Vertegungsschlägen« sprechen musste, während

heute kein Mensch mehr am Begriff »Aggression« Anstoss nimmt. Oder: Da erklärte Johnson, die Intervention in der Dominikanischen Republik hätte nur den Zweck der Rettung bedrängter Amerikaner, gab dann aber schon nach 24 Stunden die neue Version heraus, nach der die USA kein neues Kuba dulden würden.

Im Grunde glaubt längst kein Mensch mehr an einen eindeutigen amerikanischen Sieg in Südostasien, am allerwenigsten McNamara. Es geht nur noch darum, das Gesicht zu wahren, bis zu einer günstigen Rückzugsgelegenheit zu plänkeln. Bereits wird der nächste Schützengraben der freien Welt in Malaysia ausgehoben, dessen Verteidigung sich wohl eher lohnen dürfte, weil dort die Bevölkerung hinter der Regierung steht und diese weiss, was sie will. Das viel zu spät erfolgte, weil erzwungene Verhandlungsangebot der Amerikaner beweist dem unvoreingenommenen Beobachter, dass die Regierung die Schlacht am Golf von Tonkin als verloren betrachtet.

Solange sich aber die USA tollkühn in die Angelegenheiten fremder Staaten einmischen, darf man nicht aufhören, die Freiheit gegen die Führung der freien Welt zu behaupten, mit dem gleichen Recht, wie wir gegen Unterdrückung in der Sowjetunion Anklage erheben. Wir dürfen nicht ein Vorgehen als verantwortungsbewusste Politik bezeichnen, das mit der unseligen Escalation weiterhin die Welt dem atomaren Abrund entgegenreibt und den Weltfrieden in zunehmendem Masse vom guten Willen des Geiferers Mao abhängig macht

S. Plattner

Zu »Student in Zürich im Jahre 1965«

Schwierige Stimmung

Ich resümiere: Irgendwo ist ein Missverhältnis: Da gibt es die AGH, in deren Gruppen sich fünf bis dreissig Teilnehmer beteiligen, da gibt es das Studententheater, an dem der Regisseur keinen einzigen Germanistikstudenten gesehen hat, und er kennt deren sehr viele (zumindest von Angesicht), da gibt es die Ringvorlesungen, an denen unter den Anwesenden zum grossen Teil Dozenten sitzen, kurz, da gibt es und gibt es, und das Echo ist überall klein. Ist das ein Missverhältnis? Die Woche hat sieben Abende - für den Studenten, der allein sonntags nach Hause fährt, gar nur fünf, und so ist es gar nicht so erstaunlich, dass neben Theater und Kunstausstellung nicht mehr Zeit für alle möglichen öffentlichen Diskussionen usw. bleibt, besonders da man ja ins Theater gehen muss, um Humboldt nicht untreu zu werden... Gewiss, man soll nicht immer nur passiv zuhören, zusehen; Diskussion gehört zur Meinungsbildung, mitmachen sollte der Studierende, Student ist er ja kaum mehr; auch das liest man (Studierende erscheint dabei als deformation professionelle, als Verkümmerstadium, da aus der Form Studierende die Erweiterung Studentenleben nicht mehr herzuleiten ist). Also, der Studierende soll sich aktiv beteiligen, etwas tun, womöglich sogar etwas Tapferes.

Sind aber da die AGH und ähnliche Organisationen das Richtige oder vielmehr das Nötige?

Für den Regisseur des Studententheaters scheint sie tatsächlich nötig: Er kennt viele Germanistikstudenten, zumindest von Angesicht. Vom sich Ansehen aber entsteht keine Diskussion, geschweige denn Studentenleben. Da liegt es: Der Student Zürichs ist kontaktaarm, es ist ja allzu bekannt, wird man sagen. Da liegt es aber nicht, besagter Regisseur ist nämlich Ausländer (seine Nationalität sei verschwiegen, um seinem Land nicht das Epitheton »ungastlich« zu verschaffen). Es scheint also, dass der Studierende, als »amorphe Masse« betrachtet, wie man soziologisch sagt, sei er aus Zürich oder dem Ausland, gleich verhält, nämlich garstig, langweilig und was wir alles mehr noch von ihm wissen.

Keineswegs: Ich doch nicht, die andern vielleicht! Zum Teil. Ich, es sei gestanden, sass noch nie am runden Tisch, ohne mich deswegen als »Student Zürichs im Jahres 1965« (die Abscheu gegen diesen gliedlosen Körper sei nicht überhört) zu fühlen. Eine Diskussion entsteht eben nicht, indem der kluge Diskussionsleiter zwischen fünf und dreissig Personen an einen runden Tisch sitzt und ein Thema so heiss wie möglich - mit Plattenwärmer halten sich Themen lange heiss - serviert, damit die diskutierenden Studierenden sich gierig darauf stürzen.

Diskussion oder, um es menschlicher zu bezeichnen, Gespräch kommt nur zustande, wenn man sich kennt, wenn man »eingestimmt« ist. Nicht zufällig spielt sich Platons Symposium, das Gespräch über die Liebe, als Gastmahl, eben als Symposium ab. Flötenspielerinnen treten auf, es wird Wein getrunken, die Freunde liegen auf ihren Kissens, und plötzlich, es braucht nur einen leichten Anstoss, erstehen Reden, das Gespräch beginnt und hebt sich in höchste Höhen, alle Gefahren gehen gegen Morgen nach Hause, nur die zwei besten Freunde, Sokrates und Agathon, sprechen, diskutieren noch lange weiter.

Es hat eben leicht etwas Peinliches, eines abends irgendwo über irgend etwas zu diskutieren; und das fühlen wohl viele, die bei der AGH nicht mitmachen wollen. Bei solchen Gesprächen ist dann nur das Thema allein gemeinsam, man trifft sich nur in dem, was man über dieses Thema, das einem fernliegen mag, zu sagen hat. Dadurch, dass man sein Gegenüber kaum kennt, liegt dieses Thema im luftleeren Raum, es wird nicht getragen von der Ganzheit des Menschen. Auch eine Ansicht hat ihren Wert nur im in sich stimmenden Charakter, nur aufgrund der Lebensweise, der einzelnen Charaktereigenschaften, die in ihrer Gesamtheit, eingelagert in eine Grundstimmung (bei der Violine a), den Charakter ergeben. Wenn nun mehrere solcher Menschen (am besten nur

zwei, um sich ganz auf den Partner, ohne seine eigene Klangfarbe dabei zu verlieren, einstimmen zu können) bei Fondue, Wein, einführender Musik durch eine undefinierbar sich einstellende Atmosphäre - Stimmung - sich in irgendeinem Thema finden, dann kann ein Gespräch entstehen, eine echte Diskussion. Sind aber diese Vorbedingungen der Freundschaft, die zur genannten Stimmung führen, nicht erfüllt, so bleibt die Diskussion farblos, Meinungen reihen sich an Meinungen oder heben sich gegenseitig wieder auf, die Diskussion bleibt im Unverbindlichen, und die Erinnerung hat etwas Peinliches, das immer entsteht, wenn zwei Menschen sich über eine ihnen unüberbrückbare Leere zu begegnen suchen in einem Teil ihres Menschseins. (Rückhaltlose Selbstentdeckungen hingegen können etwas Grosses haben, gerade wenn dieser Lücke im Einanderverstehen.)

Das Thema Studierender 1965 - heiss auch es - scheint mir nun etwas entglitten zu sein, bezeichnenderweise: gerade da, wo wirklich etwas zu sagen wäre (einem so grossen unbekanntem Publikum etwas zu sagen ist aus erklärten Gründen ja unmöglich), schiesst man weit über das Thema hinaus. Ein Hinweis darauf, dass eben beim Einzelnen der Entscheid zum Studenten oder zum Studierenden liegt und dass eine schlechte Beteiligung an Rozewicz' Zeugen oder an der AGH nicht den »Studenten Zürichs« charakterisiert in seinen so bekannten Eigenschaften, sondern zeigt, dass in kleinen, nicht erfassbaren Gruppen vielzitiertes Studentenleben ohne bunte Mütze und trotz Fachstudium möglich ist und wohl auch jeden Abend irgendwo geschieht.

Und wenn man jeden Monat (so viel ertragen sogar ein Fachstudium und eine Fünftagewoche) einen solchen wahren Studentenabend bringt, scheint mir das zu genügen, ist doch eine menschliche Begegnung gross genug, einen länger zu beschäftigen.

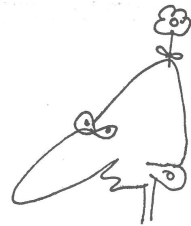
... den Schreiber des »Studenten in Zürich im Jahre 1965«, der in einigen Punkten angegriffen worden ist, bitte ich, das auf Konto Diskussionsforum zu entschuldigen, denn etwas Tapferes habe weder ich mit meinem Artikel noch er mit der Entschuldigung getan. So viel Originelles und noch mehr, wie sich zeigen wird, steht in einem einzigen Artikel des »zürcher studenten« 2. M. Mäder

ganze Studium und oft auch den Lebensunterhalt selbst verdienen müssen. Trotz Hochkonjunktur und Stipendien, die grösstenteils immer noch nur Almosencharakter haben und sich dadurch von den grosszügigen Bundesstipendien für ausländische Studenten im Rahmen der Entwicklungshilfe augenfällig abheben, sind sie zahlreicher, als wir uns träumen lassen. Diesen Studenten würde es sicher leichterfallen, studentische Anlässe im Sinne Humboldtschen Geistes zu besuchen, als in dieser Zeit ihrem Verdienst nachzugehen. Immerhin wage ich die Vermutung auszusprechen, dass mancher unter ihnen damit mehr »Bildung zur Persönlichkeit« erfährt als solche, die das Glück haben, sich die Art der Persönlichkeitsbildung selbst auszuwählen zu können.

Im weiteren möchte ich die Veränderungen anführen, die in bezug auf den Zivilstand des Studenten erfolgt sind. Wie mancher Student ist heute verlobt oder gar verheiratet und hat damit weitere Verpflichtungen auf sich genommen, die ihn sowohl zeitlich als auch hinsichtlich seiner Interessen vermehrt beanspruchen.

Auch die vielen Kommilitonen, die in studentischen Aemtern stehen und die »lik« - offenbar immer noch unter dem Eindruck, dass in studentischen Kommissionen beinahe nur viel geredet werde - übersehen hat, seien hier erwähnt. Sie opfern einen erheblichen Teil, wenn nicht ihre gesamte Freizeit im Interesse der Gesamtstudentenschaft und müssen oft ex officio an studentischen Veranstaltungen teilnehmen, so dass es ihnen kaum zu verargen ist, wenn sie ihre wenigen freien Abende »ausserstudentisch« gestalten. Viele von ihnen wirken im übrigen so im stillen, dass wir nie etwas von ihnen hören, sondern nur direkt oder indirekt von den Ergebnissen ihrer Tätigkeit profitieren.

Abschliessend sei noch ein Grund erwähnt, der sicher eine von verschiedenen Antworten auf das Klagelied gibt, weshalb der »zürcher student« nicht vermehrt als Diskussionsforum benützt wird: Ein Grossteil der Beiträge ist für eine Studentenzeitung zu umfangreich. Die im Artikel zitierten Beispiele bestätigen das (vergleiche Umfang von »Sachen und Privatsachen« und von Interview mit Max Frisch mit dem Beitrag »Studium und Abtreibung«). Wenn sich jemand schon durch täglich drei Ausgaben der NZZ oder die eine telefonbuchähnliche Ausgabe des Tagesanzeigers durchgekämpft hat, kann man von ihm nicht erwarten, dass er auch in der Studentenzeitung noch ganz oder mehrseitige Artikel in Angriff nimmt. Ich möchte damit in keiner Weise den Sensationsjournalismus unterstützen. Das Niveau eines Artikels hängt nämlich nicht von dessen Umfang ab. Die erste Voraussetzung dafür, dass man sich zu einem Artikel äussern kann, ist aber zweifellos die, dass man ihn gelesen hat. Jürg Marti



Ruf aus der Wüste ...

Als Zürcher Emigrant im Berner Exil geniesse ich durchaus die Privatheit und die Ueberschaubarkeit der hiesigen Universität, die - obwohl auch die Berner über Vermassung zu klagen beginnen - sich wohlthuend von der Zürcher »Bildungsfabrik« abhebt (und dies teils teils, nicht bloss quantitativ - natürlich auch hier mit beklagenswerten Ausnahmen). Dennoch bin ich dem Zürcher Musenhort der »Literaturpöppe« noch nicht so entfremdet, dass ich nicht jedesmal, wenn im Berner Lesesaal ein neuer »zürcher student« erscheint, begierig danach griffe.

So habe ich eure Kontroverse über die schwedischen Sexualprobleme mit Vergnügen, aber auch mit sachlicher Ernsthaftigkeit verfolgt; enttäuscht haben mich die zahlreichen, meist voreingenommenen Reaktionen, die den schwedischen Vorschlag noch bei weitem an Unsachlichkeit übertrafen. Denken wissenschaftlich geschulte Köpfe derart in konventionellen Schablonen? Oder macht sich wieder einmal der (unter uns gesagt: für Zürich beschämende) Mangel eines Hauptlehrstuhls für Soziologie bemerkbar? Denn das wird niemand ernstlich bestreiten können, dass in einer Gesellschaft, die einerseits vor- und aussererlichen Geschlechtsbeziehungen jede Freiheit gewährt, andererseits aber jede aussererliche Schwangerschaft mit stärksten Sanktionen verfolgt, ernstliche soziale Konflikte entstehen. Dass die Vorschläge der schwedischen Kommission keine Lösung sind (Abtreibung - daran ändert ihre Häufigkeit nichts - sind Tötungen menschlichen Lebens), steht ausser Betracht. Umgekehrt sind bloss Empörungen nicht weniger dumm, da sie das echte Problem, das hinter dem Schwedinnenartikel steht, einfach ignorieren. Vielleicht, dass jemand Kompetenter (etwa euer Privatdozent Miller, der sich meines Wissens als Familiensoziologe mit solchen Fragen befasst) in die Diskussion eingreift und ihr jene Sachlichkeit und Unvoreingenommenheit gibt, die man von einem akademischen Kolloquium zu erwarten pflegt.

Dass ihr freilich in gewissen Spalten wider tierischen Ernst (der nirgends so verbreitet sein sollte wie an Hochschulen) bewusst in »Unsachlichkeit« macht, aber nichtdestoweniger in ihnen Sachen sachlich bei der Sache packt, berührt

Fortsetzung auf Seite 9



Krachende Sessel

Der Artikel verfehlte seine beabsichtigte Wirkung insofern nicht, als er mich dazu veranlasste, den erwähnten Dürrenmattschen Sessel vor dem Zusammenkrachen zu verlassen, um einige Gedanken zu äussern, die meines Erachtens zu Unrecht unberücksichtigt blieben. Im übrigen ist einigen Redaktoren dieses Blattes ebenfalls zu wünschen, dass ihr Redaktionssessel nicht zusammenkracht, solange es ihnen darauf noch »so verdammnt bequem ist«.

Zunächst sind einige soziologische Aspekte anzuführen, die es dem Studenten oft verunmöglichen, an allgemeinen studentischen Veranstaltungen teilzunehmen. An erster Stelle denke ich dabei an diejenigen, die sich einen Teil, wenn nicht das



FREIHOFFER

Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6

Tel. 47 34 32

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer
Studentenkarte.
(Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung).
Tellerservice ab Fr. 2.20

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant
am Hirschenplatz
in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag:
Treffpunkt der Wähen-Liebhaber
(eigene Konditorei)

Otto Fischer AG.

Zürich 5

Fabrikation und Engroshaus
elektrotechnischer
Bedarfsartikel

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77



SANDOZ sucht

für die Zeit der kommenden Semesterferien

**Studentinnen und Studenten
aller Fakultäten**

welche bereit sind, gegen angemessene Ent-
löhnung in unseren Laboratorien und Betrie-
ben mitzuarbeiten.

Interessentinnen und Interessenten für eine Arbeit im Betrieb
wenden sich für weitere Auskünfte und Anmeldung an die Be-
triebs-Personalabteilung der SANDOZ AG, 4000 Basel 13, Tele-
phon (061) 44 00 11, intern 2275 (Herr A. Jenzer).

Interessentinnen und Interessenten für eine Arbeit im Labor wen-
den sich mit einer Kurzofferte an die Personalabteilung der
SANDOZ AG, 4000 Basel 13. Für Auskünfte steht Herr F. Tho-
mann, Telefon (061) 44 00 11, intern 2900 gerne zur Verfügung.

SANDOZ

THAT'S IT!

Wir sind jung und froh und wir lieben
das Leben. Und wir kleiden uns
gerne modern und bequem — im Young
Men's Shop von Fein-Kaller!
In dieser Spezialabteilung in der
ersten Etage des Sihlporte-Geschäftes
finden wir die neuesten Anzüge,
die rassigen Blazer, die jugendlichen
Regenmäntel, die eleganten Slaks

und die tollen Accessoires, die uns so
gefallen.
Hier finden wir im McGregor Corner
auch typisch amerikanische Neuheiten.
Fein-Kallers Young Men's Shop ist
gerade das richtige für uns — und für alle,
die sich jung fühlen. Und was die
Preise anbetrifft, lassen wir uns gerne
angenehm überraschen...



Fein-Kaller
**YOUNG MEN'S
SHOP**
Sihlporte-Talstrasse 82, Zürich

Verlangen Sie ausdrücklich unser seit
35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

Axelrod



Yoghurt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien
Zürich 4

Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur		Arithmetik u. Algebra	DM 6.—
Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Differentialrechnung	DM 11.50
Von Proportionen bis zur		Integralrechnung	DM 5.80
Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialgleichung	DM 4.30
Vom Punkt		Statik starrer Körper	DM 11.50
bis zum Kreis	DM 6.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
Von Koordinaten bis zu		Dynamik	
Funktionsgleichungen	DM 8.50	des Massenpunktes	DM 7.50
Gleichungen der		Dynamik	
Geraden	DM 6.50	des Massenkörpers	DM 5.—
Gleichungen von Kreis, Ellipse		Einführung in die	
Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Vektorenrechnung	DM 3.—

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht fasslicher, prägnanter
Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per
Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. — 61 Darmstadt-Eberstadt

**Dürfen wir Sie
zu unseren Gästen zählen?**

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Grosse	Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Olivbaum	Stadelhoferstrasse 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Fortsetzung von Seite 7

mich am »zürcher student« immer angenehm: Ich meine den »PLAUSCH«, an dem ich mich jedesmal freue. Dass ihr euch damit erneut die Empörten zu Feinden gemacht habt, tut mir aufrichtig leid. Aber noch mehr tun mir die Funktionsäre eurer Verbände leid (obwohl ich nichts anderes von ihnen erwartet habe), die die (zumindest offizielle) Prüderie der Zwinglistadt retten zu müssen glaubten. Nur ist eben – Zürich beweist ja dies mit seinem »europäischen Ruf« genügend – nicht alles keusch, was sich puritanisch gibt oder den Mantel des Zölibats trägt. Mir waren jedenfalls die handfesten Zoten eurer »Plauschcke« lieber als die sexuellen Filistertwitze, die bisweilen und nicht selten in den Wandelhallen der Zürcher Alma mater herumgeboten wurden (und – was sich meiner Kenntnis entzieht – wohl auch weiterhin herumgeboten werden); denn euer »Plausch« war eben blosser Plausch und als solcher – um auch noch psychoanalytisch zu werden – eine gesunde Abreaktion seelischer Stauungen und Spannungen, in die auch der sexuell behinderte Zürcher Student bisweilen geraten kann – womit der Bogen zurück zum Problem der schwedischen Kommilitonen geschlossen wäre und ich mich für heute verabschieden kann als

Arthur Meyer



Schweizerisch-demokratisch

Lieber li,

ich bin sicher unter denen, die Deinen Artikel als typisch zürcherisch angreifen. Wenn ich jedenfalls meine Freizeitbeschäftigungen mit den »activities« einer befreundeten englischen Studentin vergleiche, sind sie fürchtbar unspespektakulär. Sind aber nicht auch die Voraussetzungen anders? Als meine Freundin mit einem Staatsstipendium in einer 150 km von ihrem Geburtsort entfernten Stadt zu studieren begann, brachten alle ihre bisherigen Bindungen so ziemlich ab. Sie war angewiesen und begierig auf neue Bekanntschaften, auf Diskussionen und Parties im Rahmen der Universität oder des nahen Studentenheuses. – Ich wohne in einer Zürichseegemeinde, und mein Heimweg beträgt etwa 45 Minuten, vorausgesetzt dass gerade ein Zug fährt. Die Eltern finanzieren mein Studium und dürfen wohl zu Recht erwarten, dass ich etwa einmal in Haus und Garten mithilfe oder einfach ein bisschen Zeit für sie habe. Nach einem Arbeitstag gehe ich gewöhnlich nicht nochmals auf die Reise (schon weil wir Schweizer am Morgen ziemlich früh wieder anfangen). Dafür habe ich mich in der eigenen Kirchengemeinde engagiert. Ich glaube nicht, dass Sonntagsschulunterricht (oder Krankenbesuche oder die Leitung einer Jugendgruppe) den Horizont des Studenten eingenen. Im Gegenteil, sie bilden einen willkommenen Ausgleich zur Theorie der Wissenschaft und bringen ihn mit Leuten aus anderen Kreisen in Berührung. Das gleiche tun Freundschaften mit früheren Schulkameraden und in gewissem Sinne auch die immer wieder wechselnden Nachhilfestunden. – An der Uni besuche ich neben den Vorlesungen eine Stunde Konditionstraining, eine Bibelgruppen-Zusammenkunft und einen Sprachkurs. Wenn ich jetzt noch Briefe schreiben und handarbeiten will, bleibt kaum mehr Zeit für eine öffentliche studentische Betätigung.

Ich hätte das alles nicht erzählt, wenn ich nicht sicher wäre, dass es vielen Zürcher Studenten ähnlich geht. Wir »manifestieren« uns nicht als geschlossene, humanistische Elite in Diskussionen, Zeitungsartikeln und Kundgebungen. Wir setzen das, was wir den Nicht-Studierten voraushaben (oft nur Zeit und Unbefangenheit) lieber direkt in deren Kreise ein. Das ist vielleicht typisch schweizerisch-demokratisch, aber deswegen noch lange nicht beschränkt oder feige.

S. Frey, stud. phil. 1



Probleme der anti-konzeptionellen Mittel

Am 15./16. Mai führte die evangelische Studentengemeinde ein Wochenende für Mediziner durch, an dem die ovulationshemmenden Medikamente zur Sprache kamen. Dozenten der medizinischen Fakultät, eine Ärztin, eine Sozialarbeiterin und je eine Theologin der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche hatten sich zur Verfügung gestellt, um über das Problem aus ihrer Sicht zu referieren.

Auch wenn die Tagung für Mediziner bestimmt war, so zeigte sich das Problem doch viel zu umfassend, als dass es im Rahmen der medizinischen

Fakultät hätte eine Lösung finden können. Denn nicht nur die Pillen, sondern auch die übrigen konzeptionshemmenden Mittel kamen im Laufe der Diskussion zur Sprache. Was kann der Arzt da helfen? Er kann die Leute höchstens beraten, aber letzten Endes muss sich jede Frau, jeder Mann selbst mit dieser Frage, die ja ihre Intimsphäre berührt, auseinandersetzen und den eigenen Entschluss verantworten können.

Die Komplexität des Themas ist gross: Auf der einen Seite versuchen die Erzieher, Theologen, Philosophen, Mediziner und Juristen die Achtung vor dem Menschen und die Integrität menschlichen Lebens zu lehren und zu bewahren – auf der andern Seite stehen die unzähligen Leute, die sich bedenkenlos gegen die Achtung und Würde vor dem Menschenleben vergehen. Es sind nur Dunkelziffern über die illegalen Abtreibungen in der Schweiz vorhanden, aber Schätzungen sagen aus, dass auf eine Geburt eine Abtreibung fällt.

Und nun ist die ovulationshemmende Pille hergestellt worden. Könnte diese Erfindung nicht ein Mittel zur Familienplanung und zur Prophylaxe gegen diese Unzahl der Abtreibungen bedeuten? Auch unsere medizinischen Referenten sehen darin wirklich eine Möglichkeit, dem erschreckenden Zustand beizukommen. Wir besitzen in der »Pille« ein fast hundertprozentig sicheres Mittel zur Verhütung der Schwangerschaft. Aber nur für relativ wenige Prozent aller Frauen. Denn teilweise sind die Frauen selbst mit dem Gebrauch dieses anti-konzeptionellen Mittels nicht einverstanden, teilweise begegnet man noch gewissen Nebenwirkungen. (Die Forscher bemühen sich nun, eine wirksame »Pille« herzustellen, mit kleinerer Dosierung, länger dauernder Wirksamkeit und ohne Nebenwirkungen.)

Wenn nun aber diese Möglichkeit der Konzeptionsverhütung durch ihre angenehmere Anwendung einem noch grösseren Kreis von Leuten zugänglich würde, so wird die Forderung nach einem verantwortungsbewussten Gebrauch noch dringender. Wohl steht die »Pille« unter ärztlicher Rezeptur. Wohl kann der Arzt die Frauen, die ihn um Rat fragen, beeinflussen. Aber ob die Leute das Mittel auch verantwortungsbewusst anwenden? Werden es sich nicht viele Frauen schwarz verschaffen? Würde man die Rezeptpflicht aufheben und die »Pillen« gar an Automaten verkaufen, wäre das ein verantwortbarer Gebrauch überhaupt noch denkbar? Würde dadurch nicht eine leichtfertige Sexualität begünstigt? Wird den Leuten und vor allem den Jugendlichen mit dieser Pille überhaupt geholfen oder schaden wir ihnen letzten Endes, indem wir ihnen die Möglichkeit erschweren, sich beherrschen zu lernen? Man muss sich auch bewusst sein, wie schwierig es ist, einen verantwortungsbewussten Gebrauch der Pille und der konzeptionsverhütenden Mittel überhaupt anzulegen, wenn vor allem zwischen den Generationen so wenig Kommunikation vorhanden ist. Eltern, Erzieher und Ärzte sollten alle ihnen sich bietenden Möglichkeiten ausnutzen, die heranwachsenden Jugendlichen im rechten Zeitpunkt (und der ist meist früher, als viele annehmen) aufzuklären; aber man soll ihnen nicht nur die anatomischen Kenntnisse mitgeben, sondern ihnen vielmehr auch die ethischen Probleme vor Augen führen.

Aber werden es sich denn die Frauen überhaupt gefallen lassen, dass in so folgenschwerer Weise in ihre Intimsphäre und in ihren Organismus eingegriffen wird? Muten wir uns nicht vielleicht doch zuviel zu, wenn wir so in diese psychosomatische Struktur eingreifen? Besteht nicht die Gefahr, dass der Auftrag der Wissenschaft seine Grenzen überschritten hat? Dürfen wir überhaupt von der Sicht der Gegenwart aus zu einem so komplexen Problem eine Richtlinie geben, von der wir die Folgen für die Zukunft noch gar nicht ermesen können?

B. Lampos, cand. med.
A. Wille, stud. med.



Antwort auf »Töne von vorgestern«

Phil-Einser

Nachdem nun schon Hinz und Kunz und Kronbichler mehr oder weniger geistreiche Artikel gegen die Couleurstudenten geschrieben haben, hat sich auch ein gewisser E. H. Walter, ein Phil-Einser, bemüht, gefühlt, einen guten Artikel unseres klugen und geschätzten Freundes Max Glauser auf seine stumpfe Lanze zu nehmen.

Seine Kritik gipfelt im Satz: »Ideen von ausserordentlicher Dummheit.« Werden solche Töne angeschlagen, so geraten Antworten auf offensichtlich besserer Kinderstufe in stilistische Schwierigkeiten; ist es doch das Merkmal eines sauberen Journalismus, Unverständlichkeiten zu meiden und fachlich und sachlich festzustellen, nicht wer recht hat, sondern was recht ist. So ist es beispielsweise nicht recht, wenn Walter uns Couleurstudenten allfällige braune Stüden unserer Vorfahren in krampfhafter Ironie unterzuschubeln für nötig hält, obwohl er weiss, dass sich die meisten schweizerischen Verbindungen offiziell von den zugehörigen Massen unympathischen »Farbenbrüdern« draussen im Reich distanzieren haben. Mit gleicher Berechtigung könnte man der gesamten jungen Generation in der Schweiz vorwerfen, die deutschen Altersgenossen ihrer Väter hätten das Dritte Reich unterstützt; ist doch der Prozentsatz nicht kleiner! Eine solche Argumentation jedoch strotzt von ausserordentlicher Dummheit!

Ausser diesem schmutzigen Anwurf enthält Walters Artikel auf 49 Zeilen eigentlich nichts.

Wer wird Redaktor am »zürcher student«?

Auf das Wintersemester 1965/66 sind die Posten von

3 Redaktoren am »zürcher student«

neu zu besetzen. Kommilitoninnen und Kommilitonen, die imstande sind, einen guten Stil zu schreiben und eine Studentenzeitung zu redigieren, und sich um studentische Probleme interessieren, werden gebeten, sich bis 25. Juni 1965 schriftlich oder persönlich beim Kleinen Studentenrat der Universität oder beim VSETH-Vorstand zu melden.

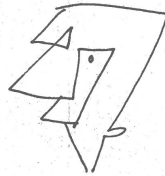
Studentenschaft der Universität Zürich

Verband der Studierenden an der ETH

Die Frage am Schluss, warum es denn diese Töne von vorgestern immer noch gebe, lässt sich somit leicht beantworten: Damit Phil-Einser und andere, die sich vom inhaltslosen Gewäsch ihrer Kommilitonen abgestossen fühlen, einen Ort finden, wo nicht nur gedroschen, sondern auch gesät und geerntet wird.

Übrigens: Was hat Kommilitone Walter für eine bessere Welt von morgen getan?

Alfred Rudolf, Carolingia, iur.



Farbtöne

Lieber E. H. Walter,

Im Grunde hatte ich nie besonders viel übrig für das Couleurstudententum. Dann erschien dieser Artikel von Max Glauser: »Sei Student, trage Farbe!« Eigentlich ganz gut, das musste ich zugeben, wirklich nicht übel, sachlich. Ich habe den Artikel sogar ausgeschnitten. Aber ganz wohl war mir nicht dabei. Ja, würde er nicht den Studentenverbindungen das Wort reden, ein ausgezeichnete Artikel. Aber sol – Ich wollte etwas dagegen schreiben, etwas Modernes, etwas, das den Firlenz hinwegfegen würde, etwas, wo der dynamische Wind der neuen Zeit den Staub von den vermoderten Fässern der... Hier gab ich's auf. Ich hatte es nie gelernt, ein trockener Naturwissenschaftler, fertig, aus.

Und dann las ich in der nächsten Nummer dein »Echo« mit dem markigen Titel »Töne von vor-

vorgestern.« Deine Worte, sie trüffelten wie Balsam in mein Ohr, sie zündeten wie Feuer durchs Gebirn. So sollte man schreiben können!

Schlechthin einmalig ist deine messerscharfe Folgerung: dem couleurstudentischen Innern entsprechen Ideen von ausserordentlicher Dummheit. Vielleicht etwas gewagt formuliert, aber völlig einwandfrei deduziert. Soche Ideen braucht wirklich niemand zu kennen. Hauptsache, man weiss, dass sie dumm sind.

Etwas grob hast du dann die »Einführung des Hakenkreuzes« vorgenommen. Auch die »Verleugnung aufklärerischer Ideen« und den »Klagerschrei über das Verschwinden des Ständestaates« habe ich bis jetzt in Glausers Aufsatz nicht entdeckt. Aber schliesslich geht es ja gar nicht um solche eher sachlichen Kleinigkeiten, sondern um die meisterhafte Art, wie du dich über sie hinwegsetzt. Auf Flügeln pfeilst du durch den Raum und stösst in die Fanfare. Welch ein Klang!

Wahrlich, ich bin stolz, auf dem Weg über die »Töne von vorgestern« den Zugang gefunden zu haben zum gigantischen Formengewölbe deiner Sprache, wo die Töne von heute gewaltig widerhallen. Meister, ich danke dir. Jürg Riess, sc. nat.



Maquetten von Teddy Coll

Nach Redaktionsschluss eingetroffen:

Ein Weg zum Christentum?

Zum Artikel von W. N. im ZS 2, Mai 1965

Mit einem leichten Achselzucken könnte man dieses Dokument ungläublicher Naivität noch übergeben, wenn es nicht im Brustton des alleinseligmachenden Glaubens und in einer so lehrgottenhaften Art und Weise abgefasst wäre, in einer Redensart übrigens, von der der Verfasser selbst bescheiden zugibt, sie sei »unakademisch vereinfacht« und »undifferenziert«, damit »keiner zwischen den Zeilen zu lesen sich bemühen muss«. Es klingt recht dürftig, wenn man einleitend erklärt, man werde etwas simplifizieren, nur damit man das nachher um so ungehemmter tun kann.

Jemand, der schreibt: »Philosophie ist bloss eine gedankliche Spielerei«, der ist an einer Universität kaum am richtigen Platz, hat er doch ihre fundamentale Bedeutung am Ausgang jeder wissenschaftlichen Forschung, als Bedürfnis des denkenden Menschen schlechthin völlig verkannt. Es zeugt von gefährlicher Denkfähigkeit und religiösem Nazismus, wenn man Zweifel als »schlechte Gewohnheit«, als Mangel an Selbstbeherrschung brandmarkt. Wohin das führt, lehrt uns die Geschichte. Kritikalose Menschen sind ein williges Instrument in der Hand von machthungrigen Politikern. Die Haltung von W. N. gleicht der des kleinen Kindes. Das Dogma ist sein Papa: Es weiss alles und hat immer recht. Was allerdings unter »dogmatischen Fragen« verstanden wird, bleibt schleierhaft. Ein Dogma ist a priori Antwort. Es lässt eine Fragestellung gar nicht zu. Entweder akzeptiert man, oder dann eben nicht.

Weiter wird mit den Begriffen Religion und Ideologie arg Schabernack getrieben. »Ideologie und Glaube sind so verschieden voneinander wie der Sechselutenmarsch von einer Beckkantate.« Da muss ich dem Verfasser ausnahmsweise beipflichten, aber nur, weil die beiden Begriffe auf verschiedenen Ebenen liegen und folglich gar nicht miteinander verglichen werden können. Gruppiert man Glaube – Idee und Religion – Ideologie, dann ist die Verwandtschaft unverkennbar: Auf beiden Seiten der Versuch eines Weltbildes, das mangels Beweiskraft dogmatisch festgesetzt werden muss, auf beiden Seiten der Missions- und Heilsbringergeist, auf beiden Seiten der Anspruch auf unbedingte Gültigkeit. Das Christentum hat gegenüber dem Kommunismus den Vorteil der Tradition, ist durch seine Leistungen gefestigt und besitzt deshalb den grösseren Wahrhaftigkeitskredit. Chri-

stentum oder Kommunismus? Gibt es wirklich nur diese Alternative?

»Nicht christusgläubige Studenten« werden praktisch eingereiht unter »ferner liefen«. Es wird von ihnen gesprochen wie von erbarmungswürdigen Kreaturen, denn die einen sind »erlebensarm«, die andern »Möchtegernleidernkannichtchristen«. Bei dieser kleinmoralhaften Schwarzweissmalerei habe ich mich für eine der drei Gruppen entscheiden müssen und die letzte gewählt, damit ich den Aufsatz wenigstens zu Ende lesen durfte, denn die andern haben Lebensverbot.

Aber auch der Rest hat mich nicht froh gemacht. Ich zitiere: »In früheren Jahrhunderten waren die Menschen in der glücklichen Lage, dass ihnen die christliche Lehre vom Staat, von der Gesellschaft und von den Eltern aufgezungen wurde.« Also doch das goldene Zeitalter! »Heute müssen wir diese Leistung selber vollbringen.« Das wäre dann der perfekte geistige Mosaichismus. »Selbstverständlicher Gehorsam zum Dogma bleibt anrüchig, in welcher Form das Dogma auch sei.

Es folgt ein Abschnitt, betitelt »Die grosse Ueberraschung.« Gespannt wartet man der Dinge, die da kommen werden. Aber man erfährt enttäuschenderweise bloss, dass ohne Dogma keine Kulturbetrachtung, keine persönliche Erkenntnis möglich sei. Zur Stützung dieser Behauptung muss unbekümmert und ausgerechnet die Mathematik herhalten, die mit Hilfe ihrer Definitionen den dogmatischen Boden für das ganze komplizierte Formelgebäude bildet. Hier haben wir es mit einer wertfreien Wissenschaft zu tun, die in ihrem abstrakten Bereich absolute Gültigkeit besitzt, während sich die Religion ihre Gültigkeit zur Maxime erhebt (Du sollst...).

Dann wird es mystisch und transzendent. Auch »Freund Heine« kommt nicht zu kurz. W. N. findet nun endlich selbst (leider etwas spät), dass die Studentenzitung nicht der richtige Ort sei für sein fadencheiniges Credo. Kurz zeigt er sich noch einmal belehrend und mahnend, dann schliesst er mit den tröstlichen Worten, dass auch uns der »wahre Glaube« geschenkt werden könne.

Man kann nur feststellen, dass es mit diesen Artikel glänzend gelungen ist, für das Christentum zu werben (leicht abgeändert auch für den Ku-Klux-Klan) – nur leider im negativen Sinn.

U. Briner



die amerikanische Erfolgsmarke
Box / King Size Fr. 1.20



sucht für die Bearbeitung vielseitiger Probleme der Rationalisierung und Finanzierung einen

Betriebswirtschafter

Schweizer Interessenten richten ihre Offerten bitte an den Personaldienst Departement Finanzen, Postfach 929, 8021 Zürich

Tel. (051) 34 18 00, intern 304, erteilt gerne nähere Auskunft.

...auch eins...

Klar - auch eins! Ein köstlich kühles «Coca-Cola» natürlich! Sie wissen ja, erfrischt geht alles noch viel besser! Und «Coca-Cola» - ja, das erfrischt richtig!



Für die Pause die Normalflasche, für den grossen Durst die elegante Grossflasche, für zu Hause die vorstellbare Familienflasche.

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayone Zürich und St. Gallen

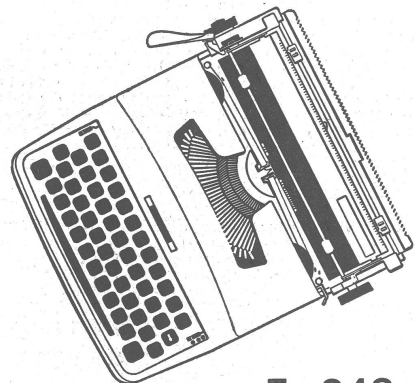
Suchen Sie eine Stelle nach Mass?

Eine berufliche Tätigkeit, die Ihrer Ausbildung an der ETH entspricht, wäre zweifellos für Ihre künftige Laufbahn sehr wichtig. Als angehender Elektroingenieur müssen Sie sich entscheiden, welche der vielen Chancen Sie nutzen wollen, welche Richtung Sie Ihrem Berufsweg geben möchten. Es ist nicht einfach, in dieser Situation den richtigen Weg zu finden. - Wenn Sie sich aber mit uns in Verbindung setzen, werden erfahrene Fachleute Sie bei der Wahl Ihres Arbeitsgebietes beraten. Sie werden gemeinsam mit Ihnen überlegen, wo Sie die besten Aussichten haben. Wofür Sie sich auch interessieren, in der MFO stehen Ihnen viele Wege offen. Wir sind auf allen Gebieten der Starkstromtechnik tätig. Wofür Sie sich auch entscheiden, tüchtige Mitarbeiter brauchen wir überall.



MASCHINENFABRIK OERLIKON

Personalabteilung für Angestellte
Telefon 48 18 10 / intern 297



Fr. 348.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereint: sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

Olivetti Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A.

Zürich 3 Steinstraße 21

Bulova Accutron



Symbol der Präzision durch Elektronik

Sie fragen nach der Bewährung dieser epochalen Erfindung. Hier die Beispiele: Eine grosse Anzahl dieser Uhren ist im Gebrauch. Begeisterte Zuschriften legen Zeugnis ab von der Richtigkeit dieser Erfindung.

■ **TELSTAR, TIROS und andere Satelliten sind ausgerüstet mit BULOVA ACCUTRON-Werken.** Hinaufgeschossen in den Weltraum, steuern sie Fernsehkameras und viele mehr in diesen künstlichen Himmelskörpern.

BULOVA ACCUTRON hat die Mauer durchstossen: Ein völlig neues Zeitalter der Messtechnik ist angebrochen.

Was aber hat Beyer damit zu tun? Beyer ist Uhrmacher in sechster Generation; Beyer befasst sich beruflich und privat mit Zeitmessung: Ur-alte Sammelstücke bringt er in Gang, und neue Messwerkzeuge, astronomische und andere, baut er selbst. Das Prinzip, das Geheimnis der BULOVA ACCUTRON, ist ihm bekannt wie die älteste Uhr mit Schweinsborstenregulierung — Beyer ist seit 1760 absolutes Fachgeschäft für Zeitmessung in Theorie und Praxis. Deshalb wurde ihm für Zürich das Vorrecht der alleinigen Einführung der BULOVA ACCUTRON eingeräumt; aus dem Wissen heraus, dass sie bei ihm zuhause ist, dass er wie kein anderer sie zu prüfen und zu pflegen versteht.

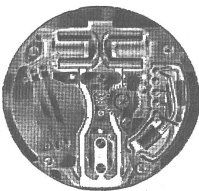
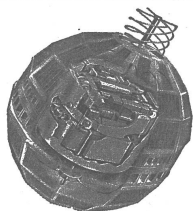
Die BULOVA ACCUTRON ist eine Uhr für Sie, für Sie alle — sie ist durchaus erschwinglich; denn sie lässt Sie nicht die Entwicklungsarbeiten der Pionierjahre mitbezahlen. In Stahl ab Fr. 495.- — das ist der Preis für eine Uhr, die sich stolz neben die berühmtesten Chronometer stellt; der bescheidene Preis für eine revolutionierende Uhr; ihr Prinzip wird das gültige Uhrwerkprinzip unseres Jahrhunderts sein.

Aus Tradition Fortschritt — aus Fortschritt Verpflichtung. Deshalb BULOVA ACCUTRON bei BEYER.

■ **Der bedeutendste Fortschritt in der Uhrentechnik seit 300 Jahren**

Es ist doch manchmal merkwürdig, wie man sich in einer überlieferten Fertigung irgendeines hochwertigen Instrumentes festrennt: Geige ist Geige geblieben, Flügel Flügel, Uhr Uhr — seit dreihundert Jahren. Hemmung, Unruh, Spiralfeder, sie sind sakrosankte Bestandteile jeder Armband- oder Taschenuhr. Sie brauchen es aber nicht mehr zu sein. Es geht ohne Spiralfeder, ohne Unruh, ohne Hemmung! Beseitigt ist sogar der grösste, der «harzigste» Feind der konstanten Präzision, der Einfluss des Oelzustands auf die Ganggenauigkeit!

■ **Ja, was bleibt denn da noch? Eine völlig neue Konzeption, kein Nürnberger Ei, aber ein neues «Ei des Columbus»:** die erste elektronische, transistorisierte Uhr der Welt mit nur 12 beweglichen Teilen; Ganggenauigkeit, am Arm schriftlich garantiert, 99,9977%, das heisst, auf 24 Stunden oder 86400 Sekunden eine durchschnittliche Differenz von maximal 2 Sekunden!



105-5

Acht Jahre Forschungsarbeit eines Schweizer Physikers der BULOVA-Werke in Biel haben der Welt das Geschenk der ersten elektronischen, astronomisch genauen Armbanduhr in den Schoss gelegt. Eine einzige, einzigartige Erfindung hat der Schweiz auch in der Zukunft die Führung im Fortschritt des Uhrenbaus gesichert.

Zwei Elektromagneten, durch eine winzige Batterie gespeist, durch Transistoren gesteuert, halten eine Miniaturstimmgabel in dauernder Schwingung: 360 Schwingungen pro Sekunde. Das ergibt, musikalisch ausgedrückt, das hohe Fis, das das bisherige Ticken der Armbanduhr ersetzt. «Weltraummusik», die nur zu klingen aufhört, wenn Sie alle 1-1/2 Jahre blitzschnell die kleine Batterie wechseln. Eine Uhr also, die nicht nur vierzig Stunden Gangreserve aufweist, sondern die wochenlang, monatlang sekundengenau weitergeht, auch wenn sie nicht getragen wird: BULOVA ACCUTRON.



BULOVA ACCUTRON
in Stahl Fr. 495.-/525.-
in 18 Kt. Gold Fr. 1100.-
andere BULOVA-Uhren ab Fr. 135.-



Kommen Sie an die Bahnhofstrasse 31 zu BEYER (unter der goldenen Uhr) und nehmen Sie den modernsten Zeitmesser der Welt in Ihre Hand.

Chronometrie **BEYER**
Seit 1760 Uhrmacher in sechster Generation

Internationales Studententreffen

Die Organisation »Helft Europas Jugend« läßt zehn Schweizer Student(en) zu einem kostenlosen Aufenthalt auf der Nordseeinsel Norderey ein.

Studenten aus sieben europäischen Nationen nehmen an diesem Treffen teil. Es wird in dieser Begegnung diskutiert, wie die einzelnen Länder Europas sich die Bildung eines Bundesstaates vorstellen und welche Erwartungen sie daran knüpfen. Neben Vorträgen und Diskussionen verbleibt aber noch reichlich Zeit zum Baden und Sport. Es werden auch Exkursionen nach Helgoland und Holland unternommen.

Das Treffen dauert vom 12. bis 27. August.

Die Fahrkosten müssen von den Teilnehmern getragen werden. Der SSR würde eine Kollektivfahrt organisieren, deren Kosten sich um die 130 Fr. bewegen würden. Für die Kosten der Exkursionen ist mit 30 DM zu rechnen. Die Leitung dieses Treffens hat Herr Professor Dr. Peeters, Gent/Belgien, Professor für Diplomatie und Politik.

Interessenten mögen sich bitte sofort beim SSR, Leonhardstr. 19, melden, damit die Zusage weitergeleitet werden kann.

Ist das Leben auf unserem Planeten bedroht?

Das ist eine Frage, die sich nicht auf fliegende Teller bezieht, sondern auf die ganz realen Gefährdungen, denen das Leben in der modernen Welt ausgesetzt ist.

Dem Schiller des »Don Carlose« schien die Natur noch auf Freiheit gegründet: kein Ausmass zerstörerischer Willkür vermöchte sie aus ihrem Gleichgewicht zu werfen. Unser Jahrhundert aber hat die Mittel in die Hand bekommen, dem Leben Schädigungen zuzufügen, die keine natürliche Regeneration wieder gutmachen kann. Wir können nicht mehr schrankenlos über die Natur verfügen, ohne Unwiederbringliches aufs Spiel zu setzen. Um diese Verantwortung tragen zu können, müssen wir über die Gefahren Bescheid wissen; dann können wir entsprechend handeln.

Das »Institut de la Vie« ist eine Bewegung, die von französischen Biologen gegründet wurde. Es bringt Wissenschaftler aller Fachrichtungen miteinander wie auch mit Laien zusammen, um fachgerecht über die mannigfaltigen Bedrohungen des Lebens zu orientieren und in allgemeinverständlicher Weise auf die Grenzen hinzuweisen, die nicht unbeschadet überschritten werden können. In der Schweiz soll nach Genf und Neuenburg nun auch in Zürich eine Sektion des »Institut de la Vie« ins Leben gerufen werden. Das vorbereitende Komitee lädt zu einer Gründungsversammlung am Montag, den 21. Juni 1965, abends 8 Uhr im Hörsaal 20 der Universität Zürich

ein und hofft, unter den Teilnehmern möglichst viele Studenten beider Hochschulen zu finden.

Prof. G. Huber, ETH
Prof. A. Rich, Universität Zürich
Prof. E. A. Thomas, Kant. Laboratorium
Dr. H. R. Faerber, Gymnasiallehrer
Walter Goetz, Gymnasiallehrer
Dr. F. Gysin, a. Direktor des Landesmuseums
Dr. W. Vogel, Biologe
H. P. Weimann, Gymnasiallehrer

Ein vielversprechendes Seminar

Die Technik hat unsere Welt in erstaunlich kurzer Zeit entscheidend verändert. Diese Tatsache hat eine Reihe von grundsätzlichen Fragen aufgeworfen, die mit seltener Beharrlichkeit immer wieder diskutiert werden. Einerseits lobpreist man die unbestreitbar grossartigen Leistungen der Technik und ist sich ihrer Vorzüge durchaus bewusst, andererseits aber empfindet man ihr gegenüber ein geheimes Unbehagen, ein klein wenig Furcht vielleicht gar, sie könnte so kolossale Ausmasse annehmen, dass sie sich der Herrschaft durch die Menschen entzöge.

Die Kulturkommission des VSEH veranstaltet gegen Ende des Semesters ein anderthalbtägiges Seminar, das der Diskussion einiger der besagten Fragen gewidmet ist. Die grosse Gefahr bei der Behandlung derartiger Probleme besteht darin, dass sehr gescheite und durchaus logische Gedankengebäude erstellt werden, die sämtliche Probleme umfassend zu lösen scheinen, dass man dann aber erkennen muss, wie wenig damit getan ist. Um der Gefahr der reinen Klugrede zu entgehen, haben wir uns entschlossen, die grundsätzlichen Fragen im Hinblick auf ein praktisches Ziel durchzuarbeiten, das darin besteht, verwirklichte Thesen über eine zukünftige Gestaltung der ETH zu entwerfen. Drei prominente Dozenten der ETH haben sich freundlicherweise zur Verfügung gestellt, mit kurzen einleitenden Referaten die Problemkreise zu umreißen und damit die Grundlagen zur Diskussion zu schaffen. Wir möchten zum voraus den Herren Professoren G. Eichelberg, ehemaliger Professor für Thermodynamik und Verbrennungsmotoren, G. Huber, Professor für Philosophie und Pädagogik, und A. M. Vogt, Professor für Kunstgeschichte, recht herzlich für ihr Interesse und ihre Bemühungen danken.

Drei Problemkreise sollen getrennt durchdiskutiert werden, und am Schluss wollen wir versuchen, die Ergebnisse der Diskussionen in den erwähnten Thesen zusammenzufassen. Technik und Verantwortung wird unser erstes Thema sein, worin wir beabsichtigen, das Verhältnis des Technikers zu ethischen Fragen zu klären. Im zweiten Thema, Kultur und Technik, soll zunächst kurz das Verhältnis der Technik als Tochter unserer Kultur zu dieser Kultur umrissen und dann darüber gesprochen werden, warum es (oder es überhaupt) wünschenswert ist, dass sich der Naturwissenschaftler oder Ingenieur mit allgemein-kulturellen Belangen befasst. Zum dritten endlich werden wir die Frage erörtern, ob die Abteilung XIII der ETH ihre Aufgabe erfüllt.

Das Seminar findet im Auslandschweizerhome in Dürrenäsch statt, das sich für derartige Anlässe schon mehrmals bewährt hat und das uns sehr günstig Unterkunft und Verpflegung gewährt. Teilnahmeberechtigt sind immatrikulierte Studenten der ETH. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt; die Anmeldungen werden der Reihenfolge ihres Eintreffens nach berücksichtigt. Nähere Angaben über Anmeldung und Kosten werden im Studentischen Wochenkalender erscheinen.

Wir würden es begrüssen, wenn sich die Teilnehmer schon vor dem Seminar ein wenig in den Fragenkomplex einarbeiten könnten (natürlich ist es in keiner Weise Bedingung), und möchten zu diesem Zwecke auf einige interessante Schriften des Polygraphischen Verlags der ETH aufmerksam machen (z. B. »Menschsein im technischen Raum« von Prof. Dr. G. Eichelberg oder »Geist und Ungeist der Technik« und »Fragwürdiger Fortschritts-glaube« von Prof. Dr. W. Traupel).

kv

Mittwoch	16.	Tanz
Donnerstag	17.	Werkstattgespräche über drei Wissenschaften Drei angehende »Doktoren« geben uns einen kurzen Ueberblick über ihre Spezialarbeiten.
Freitag	18.	Tanz
Mittwoch	23.	Tanz
Donnerstag	24.	Lichtbildvortrag über die Türkei Rolf Guggenbühl zeigt uns eine Auswahl seiner besten Bilder von seiner Reise quer durch die Türkei.
Freitag	25.	Tanz
Mittwoch	30.	Tanz
Donnerstag	1.	Zentren der Musik im 18. Jahrhundert Salzburg: Michael Haydn und W. A. Mozart Mannheim: K. Stamitz & P. von Winter Potsdam: J. J. Quantz & Friedrich der Grosse Sterec
Freitag	2.	Tanz
Samstag	3.	Tanz, evtl. mit Orchester

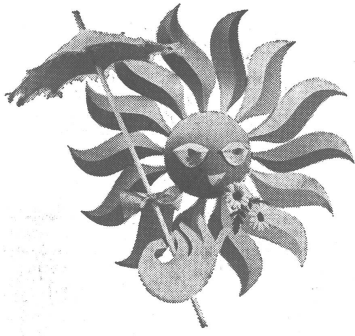


GESELLSCHAFT
ZUM FRÖHLICHEN
SCHLUSSELLOCH
Zweierstrasse 15,
(Studentenhaut)
Zürich 4
beim Stauffacher)

DISS

— ERTATIONEN
drucken wir mit
IBM-Schrift in Offset
gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich
Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50



Semesterferien . . . Entspannung und Plausch!

Liegebett

2-Bein-Gestell. Promatziert mit Raster-Gelenken. Starker Uni-Stoffbezug, 28.— mit 8% = netto

25.75

Camping-Fauteuil »Confort«

Gestell aus Stahlrohr promatziert. Stoffbezug in verschiedenen Streifendessins. 14.50 mit 8% = netto

13.35

Erhältlich in den LVZ-Selbstbedienungsläden und im St. Annahof, Stadt und Oerlikon

Lebensmittelverein Zürich

Die Zentralstelle ist Dein Laden

Kunstdrucke **Schallplatten**
med. Instrumente **Tonbänder**
antiquarische Bücher **Papeteriewaren**

findest Du dort zu studentischen Preisen

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT

Künstlergasse 15

Haus der Uni-Kasse

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften

Herausgeber: W. Baron, Hamburg; H. Gericke, München; W. Hartner, Frankfurt/M.; G. Kerstein, Hameln; F. Klemm, München; H. Schimank, Hamburg; B. Sticker, Hamburg; K. Vogel, München.

Die »Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften« sind seit fast 75 Jahren eine Fundgrube an Material klassischer Arbeiten für den Naturwissenschaftler, den Studenten und jeden, der sich für die Geschichte der Naturwissenschaften beruflich oder aus Neigung interessiert. Die Ostwalds Klassiker beginnen jetzt in »Neuer Folge« zu erscheinen.

Band 1: Simon Stevin: Dezimalbruchrechnung (De Thiende)

Das erste Lehrbuch der Dezimalbruchrechnung nach der holländischen und der französischen Ausgabe von 1585. Der Band enthält eine deutsche Uebersetzung, der das holländische Original und die von Stevin selbst besorgte französische Ausgabe zugrunde gelegt wurde, weiter eine Darstellung der Vorgeschichte des Dezimalbruchrechnens und einen Ueberblick über Stevins Leben und Werke.

Uebersetzt und erläutert von H. Gericke und K. Vogel, München. 1965 - VI, 58 Seiten mit 1 Portrait und 6 Figuren - Umschlag farbig cellophaniert Fr. 9.40

In Vorbereitung für 1965:

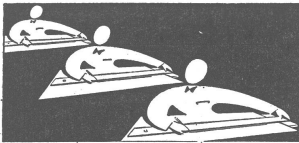
Hermann von Helmholtz: Ueber die Erhaltung der Kraft - Kommentiert von H. Hönl, Freiburg i. Br.

Johann Wilhelm Ritter als Elektrochemiker - Kommentiert von A. Hermann, München
Robert Boyle: Der skeptische Chemiker - Kommentiert von G. Kerstein, Hameln
Sonderprospekt steht zur Verfügung



Akademische Verlagsgesellschaft

Frankfurt am Main - Cronstettenstrasse 6a



Leichter, schneller,
rationeller arbeiten mit
rotring
ZEICHENGERÄTEN

VARIANT

der Tuschefüllhalter für technisches Zeichnen. Das System VARIANT gibt Ihnen die Möglichkeit mit einem Halter sieben austauschbare Zeichenelemente in Liniendicken

von 0,2 mm
bis 1,2 mm
zu verwenden.

Die abgesetzte Röhrenspitze verhindert das unterlaufen der Tusche.



Zirkelansatz-Gelenkstück für müheloses Kreiseziehen Fr. 4.-



11-teiliges Sortiment in Plexiglastasten Fr. 72.- oder in Etui (Abbildung) ab Fr. 76.-

RAPIDOGRAPH

der Tuschefüller mit Kolbenmechanik zum Zeichnen von 0,2 - 1,2 mm Liniendicken zu Fr. 13.50

Kleiner Satz (wie Abbildung) Fr. 60.50
Ersatzspitzen 0,2 mm Fr. 4.45
Ersatzspitzen 0,3 - 1,2 mm Fr. 3.95

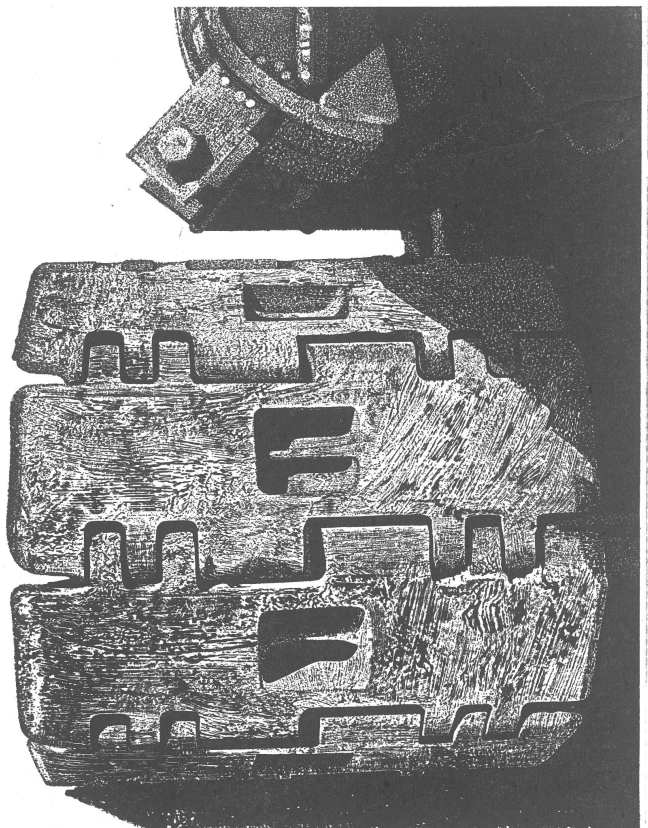


Verwenden Sie „rotring“-Zeichentusche, lichtpausfähig in Farben: rot, gelb, grün, blau, braun und schwarz.



Verkauf durch das Fachgeschäft. Ausführlicher Prospekt Nr. 704 durch das Fachgeschäft oder die Generalvertretung: KAEGI AG, ZÜRICH 1 Uraniastrasse 40 Tel. (051) 23 53 30

Giuliano Bernasconi



BUCHBINDEREI
Emil Stamm

Zürich 6
Gloriastrasse 55
Tel. (051) 47 34 49

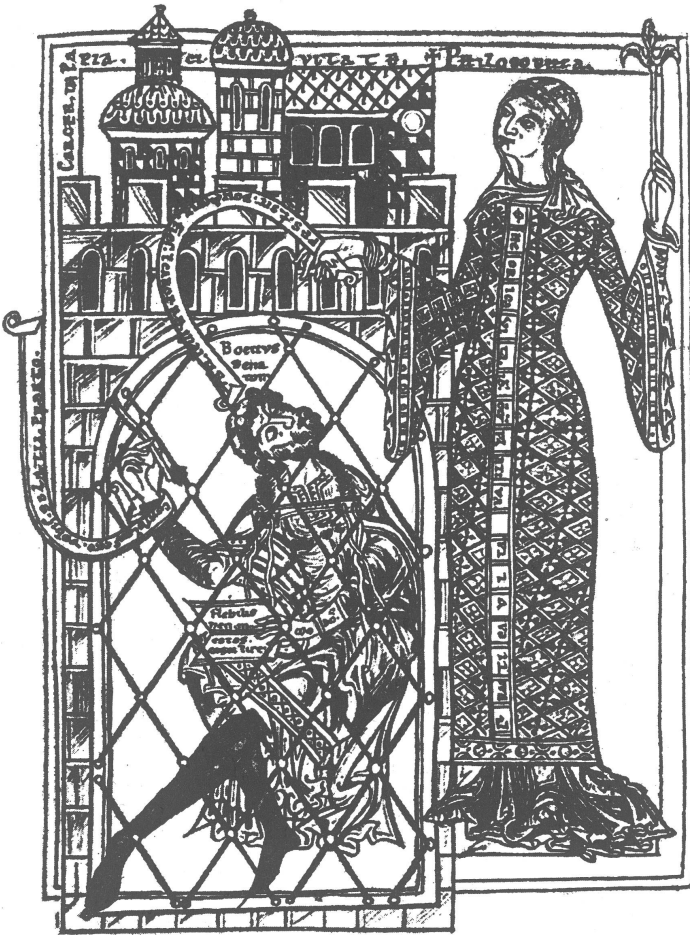
Sämtliche
Buchbinderarbeiten
Plastikheftung
zum Selbstauswechseln



Baumaschinen

Zürich
Uraniastrasse 31/33
Telefon 051/231750

Robert Aebi AG



Die Philosophie tröstet Boethius im Gefängnis.

Tua res agitur

Ein Plan, eine Ausstellung und eine Idee der Zukunft

Was Horaz dem Lollius zur Bemeisterung seines Lebens rät, sagt ein Plakat, das zu einer Ausstellung einlädt: Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet / et neglecta solent incendia vires (Denn dein Besitz steht auf dem Spiel, wenn die Nachbarwand brennt, und Feuers Macht pflegt, wo man achtlos blieb, sich auszubreiten); tua res agitur – es geht dich an. Was denn? Die Sache der Philosophie, antwortet Walter Robert Corti, der Initiator dieser Ausstellung und jenes »Planes der Akademie«, der einst, ähnlich wie der Entwurf einer »Neuen Stadt«, die Diskussion in der Schweiz und anderswo belebt hat.

Ein Plan

In der Septemberrunde der Zeitschrift »DU« 1954 umschrieb der damalige Redaktor Corti erstmals seine Idee und sein Vorhaben:

»Warum soll nicht der Versuch gewagt werden, dem Geist des verantworteten Wissens eine Stätte zu bauen, in der alle qualitären Menschheitsfragen in freier und kritischer Forschung ihre Forderung und Lösung finden? Manches darf sich hier zu Beginn des Stammels und Ringens nicht schämen, das klare und lautere Wort zu finden. Ist doch die babylonische Sprachverwirrung längst auch in den einzelnen Sprachen ausgebrochen. Angesichts der modernen Katastrophenketten der Menschheit, eines wahnkranken Amoklaufs in einer Reuse selbstgeschaffener Verhältnisse, bleibt doch die Einsicht wach, dass die Wunden unseres Geschlechts allein von jenem Geiste geheilt werden können, der die Waffen schuf, die sie schlugen.« Weiter: »Dass die Wissenschaft des ethisch-sittlichen Verhaltens, die Religionsphilosophie, die Gruppenpsychiatrie, das die Logik und Erkenntnistheorie, das die sogenannten Geisteswissenschaften unser gesamtes Leben noch viel tiefer umzugestalten und zu ordnen imstande wären als die Erfindung der Glühbirne, der Eisenbahn, des Dieselmotors, als die Entdeckung des Penicillins – das bleibt vage Ahnung. Und dennoch müsste jeder Mensch daran interessiert sein, das Weltbild, die Weltanschauung der Wissenschaft zur grösstmöglichen Klarheit zu fördern. Da wir Wesen des Geistes sind, wollen wir nicht nur das Praktisch-Brauchbare des Geistes bejahen, sondern auch zusehen, was er im Ganzen seiner Weltdeutung zurechen kann, was vermag wiederum ein Einzelner nicht mehr verbindlich zum Ausdruck zu bringen. Die gewaltige Masse des geschichtlich vorliegenden Wissens, die ausserordentliche Spezialisierung der Wissenschaften selbst drängt ganz natürlich

zur Schaffung einer Republik der Gelehrten, welche das Problem der werdenden Wahrheit gemeinsam bearbeiten und zu lösen versuchen.« Und schliesslich: »Die Wissenschaft muss ihrem Wesen nach im Zweigsystem der Einzelforschung vor sich gehen, das Spezialistentum ist ihr Schicksal, sie kann nicht genug dezentralisiert werden, um möglichst breit, weit, möglichst viel zu bebauen. Das schliesst aber ihre sammelnde, zentrierende Funktion nicht aus. Dieser eine konkrete Stätte zu bauen, bildet die heimliche Sehnsucht der Jahrhundert, die in unserer Zeit ihre krönende Erfüllung finden möge.«

Eine Akademie der Philosophie also: Die Bezeichnung weist auf die Schule des Plato im Hain des Heros Akademos bei Athen, gegründet 387 v. Chr., deren Ziel – nie erreicht – die Bildung echter politischer Führer durch Hinwendung zur Wahrheit war, die 900 Jahre bestand und zuletzt, 529 n. Chr. von Kaiser Justinian aufgelöst, das Ende der Antike bedeutete.

Elf Jahre sind seit dieser Veröffentlichung des Planes vergangen, eines verlockenden Planes, weil er die Möglichkeit, Grosses zu gründen, enthält und gerade deshalb gefährlich utopisch schien und scheint. Und es sah beinahe so aus, als bliebe er auch utopisch, d. h. ohne Ort (was »voo topos« wörtlich übersetzt meint), denn die Suche nach einem geeigneten Stück Land, dem ersten Schritt zur Verwirklichung, blieb lange erfolglos, bis am 29. August 1962 die »Bauhütte der Akademie« (Corti und seine Mitarbeiter, die von privater wie von öffentlicher Seite eine Unterstützung fanden) in der Gemeinde Uetikon am Zürichsee oben am Pfannenstiel ein Gelände von 22 000 Quadratmetern kaufen konnte.

In der Schrift über das »Archiv für genetische Philosophie«, d. i. einer Bibliothek von über 15 000 Titeln, einer Sammlung von gegen 500 Philosophenporträts, von Originalbriefen meist zeitgenössischer Denker, von Dokumenten insgesamt »zur Kategorialanalyse des Werdens«, die der geplanten Akademie eingebaut werden sollen, berichtet Corti in einer Art Autobiographie, wie sich in ihm der Gedanke an eine Akademie entwickelt hat:

Die frühe Leidenschaft, alles zu sammeln, was nur Leben vermittelt, Knochen, Versteinerungen, Wanzen zum Beispiel (ergötzlich die Bemerkung, wenn der bedeutende Genetiker Wolfgang Stichel seinem Wissenschaftler schreibt: »Immer wieder sehe ich meinen Zukunftsstreub, dass die Wanzenkunde zur Blüte gelange, langsam in der Erfüllung gehene:«) Damit dachte er auch an mich, dem

solche Träume gleichermaßen an den Sinn des Seins rührten. Und wie musste man leiden für die Wanzen! Kannte doch der Herr Omnes lediglich die eine und gemeine, welche die Kleinen von den Meinen so arg in Verruf bringen. Denn die Hemipteren sind und bleiben dem Kenner eine zauberhaft schöne Garde.«), die Sammelleidenschaft wird Bibliophilie; aus der Begegnung des Maturanden und jungen Medizinstudenten mit der ungeheuren Vielfalt des menschlichen Geistes, »meinem Ozean«, dessen Grund auch nur zu ahnen er nicht vermag, entsteht eine erste Bibliothek – die »schüchternen Anfänge des jetzigen »Archivs«. Der Konfrontation aber mit jenem Geist der Krisenjahre erwächst die Forderung, die Hoffnung, über die Epoche und ihre Grundlagen und -strömungen von der Hochschule und ihren Lehrern aufgeklärt zu werden. Ein Wunsch, der sich als unerfüllbar erweist. Deshalb: »Einst wollten wir uns über den Marxismus, den Völkerbund, das Wesen der Krisen, der Politik aufklären lassen, in der Meinung, das müsse unsern Lehrern doch ein leichtes sein. Jetzt erkennte ich, wie sehr die Erhellung der fundierenden Kategorien noch in den Anfängen steckt. Was ist »Geist«, »Trieb«, »Macht«, »Glück«, »Sinn«, – was ist der »Mensch«? Was ist »Gemeinschaft«, »Friede«, »Wahrheit«, »Freiheit«? ... Es nützt wenig, von den so schon mit historischen Bürden überfrachteten Universitäten ein mehreres zu fordern, von bestehenden Wissenschaften Dinge zu verlangen, die sie ihrer anfänglichen Bestimmung nach gar nicht geben können. Es braucht neue Institutionen. Manchmal sah ich ihre inneren und äusseren Konturen in aller Klarheit vor mir. Liesse sich nur ebenso deutlich davon reden, müsste das Bild überzeugen. Wie das Mittelalter Dome und Klöster baute, würde unsere Zeit solche Stätten der Erhellung des Phänomens »Mensch« bauen. Wenn dies ein Einzelner ins fordernde, rufende Wort trug, mochte er wohl damit scheitern, aber der Versuch war es wert.«

Die Ausstellung

Kants »Die Welt ist noch jung, und der Mensch wird seine Bestimmung noch erreichen« steht am Beginn des Ganges durch die Ausstellung, eines Ganges, der zum Weg durch die Biographie des Geistes werden kann: Ein Fries der Bildnisse von Denkern aus 2700 Jahren, von den Vorsokratikern zu Husserl und Wittgenstein, evoziert das »Geistergespräch:« Ein Riese ruft dem andern durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu, und ungestört durch mutwilliges, lärmendes Gewerge, welches unter ihnen wegriecht, setzt sich das hohe Geistesgespräch fort.« (Fr. Nietzsche) Ueberragende Einzelne, deren Gesagtes die Aussteller jeweils in einigen kurzen Sätzen andeuten – so viele Köpfe, so viele Meinungen? – lassen sie den Wunsch nach der begründenden Einheit verstehen, dem die zu bauende Akademie entspringt, und frag-würdig werden.

Wie sehr die Bewegung der Geschichte, die wir hier verfolgen, uns angeht, zeigen Zahlen, die zu jeder Gestalt eines Philosophen bezeichnen, in welche Generation vor der Gegenwart sie gehört – Stationen eines Bewusstseins der Menschheit.

An Bildern der ältesten Kulturzeugnisse, Felszeichnungen aus den Höhlen von Altamira, der berühmten »Venus von Willendorf«, der ältesten, ersten Kopffplastik, 2900 v. Chr. entstanden, der »Dame von Warkak aus der Sumererstadt Uruk, den Bauten Assyriens, Mykenas und der Pharaonen entdeckt sich zuerst die dunkle Grösse des Menschen und die Frage nach seinem Ursprung, um dann Photographien des 20. Jahrhunderts zu begegnen: dem verlassenen Schlachtfeld von Kertsch (1942) – Frauen weinen über den Toten, in den Schmutzlachen des Morasts spiegeln sich zerfetzte Wolken. Wieder erfährt man das Anliegen, das Corti seinen Akademie-Plan formulieren hiess, und wieder erkennt man, wie sehr die Philosophie uns betrifft: »Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?« (Kant)

Anstelle einer Schlussbemerkung

Karl Jaspers erklärt in seinem »Offenen Brief zum Plan der Akademie« (»Neue Schweizer Rundschau«, Dezember 1954): »Es ist die Aufgabe der freien Welt, die freie Form zu finden, in der Menschen sich treffen, deren Ernst als standfest und deren Begabung sich als zureichend erweist, die gelenkt werden, nicht durch einen Menschen, sondern durch eine Idee, die undefiniert in der Entfaltung sich befindet, niemandem und allen gehört.« Darauf: »Wer den Gang der Menschheit heute ein wenig zu spüren glaubt, ist glücklich über Unternehmungen, die eine Chance geben und die, auch wenn sie scheitern, kein Unheil zur Folge haben.«

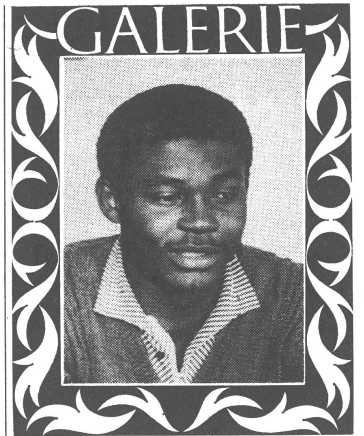
Georg Kohler

Die Ausstellung »Tua res agitur – Die Sache der Philosophie« ist im Helmhaus bis zum 14. Juli zu sehen.

Aus der Erklärung zur Zweckbestimmung der Akademie:

»Die Akademie ist ein übernationales Zentrum für die in der modernen Menschheit und ihrer Selbstgefährdung dringend geforderte Synthese, Integration und verantwortliche Selbstbestimmung der Wissenschaft. Sie steht mit den Hochschulen, Akademien und Forschungsinstituten in Verbindung und baut auf deren Arbeit auf.«

»Grundsätzliche Voraussetzungen der Akademiearbeit ist ihre Wissenschaftlichkeit: sie anerkennt als Leitmaxime nur die Wahrheit der Erkenntnis und als Methode nur das rationale Argument. Sie hält sich der ständigen Ueberholbarkeit ihrer Resultate offen. Sie unterstellt sich damit keinem weltanschaulichen und politischen Programm. Diese Phänomene gehören vielmehr selbst zu ihrem Forschungsgegenstand.«



Vincent da Silva

stammt zwar aus Ibadan, Nigeria, antwortet aber, wenn er gefragt wird »Do you speak English?«, »Parlez-vous français?« mit aufmunterndem Liebenswürdigkeit: »Ich rede Schwyzertütsch!« Mit diesem grössten Kompliment, das man den Schweizern machen kann, bringt er die allfälligen Ressentiments gegen »die Ausländer« oder »die Afrikaner« auf Anhub zum Verschwinden; »sobald man mit den Schweizern Schweizerdeutsch redet, werden sie anders.« Aber auch für seine Arbeit ist Vincent froh, dass er die Mühe nicht gescheut hat, sich unseren kehligen Dialekt anzueignen: Er steht in seinem Medizinstudium ein Jahr vor dem Staatsexamen und hat gerade ein Spitalpraktikum hinter sich; die Patienten sehen ihm gegenüber fast offener, fast weniger schüchtern gewesen als den Schweizer Ärzten gegenüber.

Bevor Vincent in die Schweiz kam, besuchte Vincent in Ibadan ein Lehrerseminar und arbeitete zugleich auch schon als Lehrer, denn beim dortigen Lehrermangel müssen die Seminaristen neben der Ausbildung auch gleich eine Klasse führen. Dann bewarb er sich um einen Platz an der medizinischen Fakultät der Universität Ibadan; doch weil dort 1800 Kandidaten sich um 200 Studienplätze bewarben, hatte er wenig Aussicht, in seiner Heimatstadt studieren zu können. 1960 kam Vincent deshalb an unsere Uni. Zuerst musste er sich in den Semesterferien sein Leben selber verdienen. Er arbeitete auf der Post und als Verkäufer. Erst vor zwei Jahren bekam er ein Bundesstipendium.

Vincent beklagt sich nicht über unser gesellschaftliches Klima. Man könne nur nicht damit rechnen, dass die andern zu einem kämen; »man darf nicht warten, bis man gefüttert wird, sondern muss das Essen selber suchen.« Vincent tat sogar noch mehr: Er suchte – um im Bilde zu bleiben – das Essen nicht nur für sich selber, sondern auch noch für andere; er half nämlich mit, den International Students' Club aufzubauen, und er war zwei Jahre lang dessen Vizepräsident. So fühlt sich Vincent bei uns recht wohl. Er meint zwar, es sei schon anders als zuhause; aber er fühlt sich der Schweiz doch so sehr verbunden, dass er es wagen durfte, an der Landsgemeinde in Trogen, mit den nötigen Bürgerinsignien wohl versehen, in den Ring zu treten. Den Landleuten, die um ihn standen, machte er in akzentfreiem Appenzelerisch und mit Hinweis auf den Sabel unterm Rock klar, dass er sich nicht etwa geirrt habe, sondern tatsächlich unter die Stimmberechtigten gehöre. Erst als ihn dann eine Amtsperson nach seinem Heimatort fragte und er unglücklichweise Bischofszell (Kanton Thurgau) angab, verdichtete sich der Verdacht, dass er nicht nur dem äusseren Schein nach unter ausländischem Einfluss stehe, und er musste sich aus dem Ring hinausgeleiten lassen.

schl

In Zürich gibt es eine Universität mit einer besonderen Fakultät. Ich finde es gemein, es ist der Frauenverein, und doziert wird Diät.

In unserem Hochschulhaus gibt es kein Freudenhaus. Es fehlen leider die schönen Weiber. Darum gehen die Studenten öfters aus.

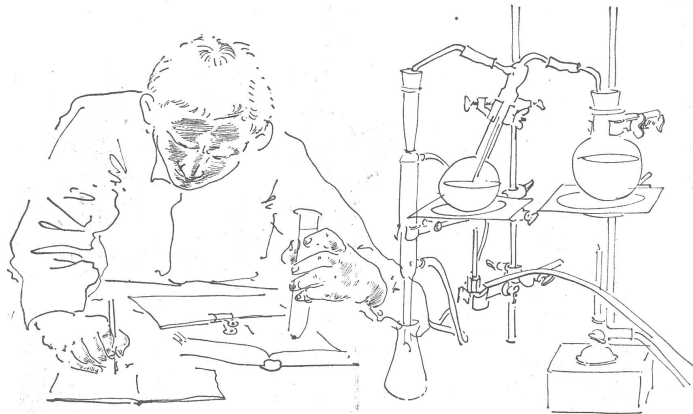
Reto E. Meier

AGH: »Politischer Abend« Gespräch mit Stadtrat Dr. S. Widmer:

»Gibt es noch Möglichkeiten politischen Engagements des Einzelnen?«

Donnerstag, 17. Juni, 20.15 Uhr, im 1. Stock des Bahnhofbuffets.

C I B A



Für hochwertige chemische Spezialitäten — Heilmittel, Farbstoffe, Textilapplikationsprodukte, Kunststoffe, Schädlingsbekämpfungsmittel, photochemische Produkte — bürgt die weltweite Forschung der CIBA

Geschäft ist nicht nur Geschäft

In den »Mittellungen«, die eine Eisenhandlung regelmässig an ihre Kunden verschickt, können diese gelegentlich auch noch Dinge lesen, die nicht nur mit Blech und Eisen zu tun haben. So stand dort kürzlich:

»Wir haben Berechtigung, auf unsern hohen Lebensstandard stolz zu sein. Aber oft muss ich mich mit ethischer Besorgnis fragen, ob der durchschnittliche Standard unseres Denkens, Fühlens, Empfindens und Handelns ebenso gewachsen ist. Ich fürchte sehr, dass wir innerlich ärmer geworden sind. Die guten Jahre mit viel und leichtem Verdienst haben sogar weit in das sonst bodenständige und gesunde Bürgertum hinein den Sinn für viele Zusammenhänge gestört und auch da oft einen Geist der Ueberheblichkeit gefördert.«

Der das geschrieben hat, sieht die Dinge wie sie sind. Schon bei Gotthelf kann man nachlesen, dass »Geld und Geist nicht immer beieinander sind. Die Hochkonjunktur hat eine Sorte Leute gezüchtet, die ihre Mitmenschen nur noch an der Höhe des Bankkontos und der Zahl der Auto-PS taxiert. Kein Wunder, dass diese Gattung von Mitmenschen in ihrer »Ueberheblichkeit« nur noch das interessiert, was Geld einträgt. Für die Pflichten gegenüber der Allgemeinheit, die der Geldbesitz mit sich bringt, hat sie kein Verständnis.

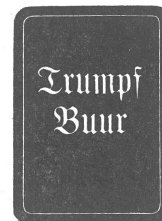
Glücklicherweise besitzen wir auch Beweise des Gegenteils. In der »Vereinigung für freies Unternehmertum« waren wir vor einiger Zeit Zuhörer eines Vortrages, in welchem ein Arbeitgeber seine »**ausserbetrieblichen Aufgaben**« schilderte. Wenn wir ihn hier nicht mit Namen nennen, so deshalb, weil es dem Betroffenen nicht um persönliche Publizität geht, sondern, wie hunderten andern, die in der gleichen Lage sind, um die Erfüllung von sozialen Verpflichtungen, die sie als Selbstverständlichkeit betrachten.

Mit »ausserbetrieblichen Aufgaben« sind die Probleme gemeint, welche das Volksganze betreffen und deren Lösung viel Arbeit, dem betreffenden Unternehmer aber kein Geld einbringt. Obwohl dieser Mann für eine Firma verantwortlich ist, die im In- und Ausland eine Belegschaft von über 1000 Köpfen zählt, be-

schäftigt er sich in seinem Wirkungskreis mit folgenden Aufgaben:

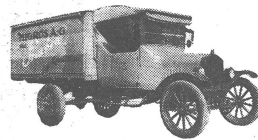
Auf wirtschaftlichem Gebiet ist er als Leiter einer Regionalplanungsgruppe sowie als Präsident eines Handels- und Industrievereins mit folgenden Problemen der Siedlungs-, Strassen- und Verkehrsplanung beschäftigt. Er ist aktiv beteiligt am sozialen Wohnungsbau, bei der Gründung und beim Betrieb einer Schulungsstätte für Behinderte, auf dem Gebiet der Bildung als Mitglied der Aufsichtskommission eines neuen Technikums und Mitarbeiter bei der Gründung einer regionalen Mittelschule. Darüber hinaus ist er in verschiedenen politischen Ämtern von Gemeinde, Bezirk und Kanton tätig und dient seiner Heimat als Mitglied des kantonalen Parlaments. Er bemüht sich obendrein um die Verbesserung der Spitalverhältnisse in seiner Region und brachte für eine Spitalerweiterung die Hälfte der benötigten Finanzen durch eine private Sammlung auf.

Der Katalog ist mit dieser Aufstellung nicht erschöpft, aber er zeigt, was ein Unternehmer leistet, für welchen das Geschäft nicht nur Geschäft ist. Die freie Wirtschaft steht und fällt damit, dass sie durchsetzt ist mit Persönlichkeiten, die vom Geist des Dienens und nicht von jenem der »Ueberheblichkeit« erfüllt sind. Das gute soziale Klima, das man uns nachrühmt, ist nicht zuletzt das Verdienst dieser Männer.



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

JUNGE REPORTER SEHEN DIE MIGROS



Damals

Vor erst zweimal zwanzig Jahren war der Rahmen noch ein bescheidener. Nur fünf Verkaufswagen befuhren Zü-

recht. Nägel wurden auf Strassen gestreut, die die Migros-Autos befuhren, die Leute fotografiert, die an den Migros-Wagen kauften, die Chauffeurs angepöbelt und mit Gewalt am Verkauf gehindert. Trotzdem, die Idee war stärker, sie griff auch auf andere Städte über.

Albert Pfister, der zu den drei Wagenführern gehörte, die zuerst die Kantohe St. Gallen, Bern und Tessin befuhren, erzählt: »Wir überraschten Bern. Am Vortag unseres Erscheinens warf Hans Gerber Flugblätter über der Stadt ab. Am andern Morgen in Bern liessen wir

nach zu bedienen, damit auch seine Frau einkaufen könne. Drei Wochen lang beschlagnahmte die Polizei unsere Wagen. Während dieser Zeit verkauften wir in einem improvisierten Laden. Es kam noch besser. Im Emmental verbarrikadierten die Bauern mit zusammengeketteten Wagen die Strasse. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Uns wurde nichts erspart; in Ascona warfen ein paar Tessiner meinen Kollegen kurzerhand in den See. Mit verbundenem Kopf, in heulendem Elend, sass er nachher auf einem Stein.«



Die Verkaufswagen

Heute

Früh morgens um halb fünf. Es ist ein imposantes Bild in der überdimensionalen Verladehalle des neuen Betriebsgebäudes »Herdern« der Migros Zürich. Fernlastzüge fahren ein und aus und werden abgeladen. Berge von Waren liegen aufgestapelt. Dazwischen Männer mit Formularen, gross wie Zeitungsbogen. Rollwagen, vollgepackt mit Le-

bensmitteln aller Art, rollen unablässig zur Rampe, wo dreissig Selbstbedienungswagen zum Beladen schon bereitstehen. Mannhoch gepackt stauen sich diese Roller hinter jedem Wagen. Man fragt sich, wo all diese Ware untergebracht werden soll. Siebenhundertfünfzig bis achthundert verschiedene Artikel, d. h. 10 000 bis 12 000 Einzelpackungen führt jeder dieser Selbstbedienungsläden auf Rädern mit.

rich. Sie wurden in einer Garage eines Transportunternehmens beladen und führten anfänglich nur sieben verschiedene Artikel mit sich: Reis, Zucker, Mehl, Teigwaren, Kokosfett, Kaffee und Seife. Fünf Wagen, das war der Beginn der Migros! Ihr lag die Idee Gottlieb Duttwillers zugrunde, mit Autos die Bevölkerung der Stadt Zürich mit Lebensmitteln zu versorgen, die jede Familie sich leisten konnte.

Das war für die Chauffeure nicht ungewöhnlich. Der Lebensmittelhandel war von der neuen Konkurrenz alles andere als begeistert. Jede Schikane war ihm

unverzüglich unsere Wagen von der Polizei abnehmen. Schon an der ersten Station stand eine Menge Leute, das Flugblatt mit dem Fahrplan der Verkaufswagen in der Hand. In den Schaufenstern der Lebensmittelgeschäfte hingen Preislisten, die den Migrospreisen angepasst waren. Ein Gesetzeshüter verbot mir den Verkauf. Meine Ausweise und das Argument, in diesem Falle die Stelle zu verlieren, liessen ihn das Feld räumen. — Um drei Uhr dasselbe Bild. Diesmal waren es zwei, die mich sogar mit dem Wagen abführten. Einer bat mich allerdings, die nächste Station

Heute

Die Migros-Wagen sind nicht mehr wegzudenken! Dreissig Selbstbedienungswagen und fünf Verkaufswagen bedienen den Kanton Zürich und den Kanton Schwyz. Halb acht: Mit lautem Motorengebrüll verlassen sie die Halle. Ein mit Funk ausgerüsteter Ersatzwagen und ein Nachschubwagen bleiben einsam an der Rampe zurück. Pannne oder Ausverkauf eines Artikels, für beide Fälle ist gut gesorgt. Die Halle entvölkert sich. — Migrosfrische Waren starten in alle Richtungen zu den vielen tausend Konsumenten.

A. F.



MIGROS



Zeichnung von Teddy Coll, stud. arch. aus Spanien, zum schweizerischen Fremdarbeiterproblem.

Akademische Reitsektion Zürich

Liebe Reiterfreunde!

Nachdem vor einem Jahr nach längerem Unterbruch wieder eine Hochschulmeisterschaft im Reiten durchgeführt wurde, werden wir dieses Jahr einen solchen Wettkampf in etwas anderem Rahmen wiederholen. Ein Dressurprogramm, ein Geländeparcours und für die bessere Abteilung zusätzlich ein Springparcours sollen diesmal über das Können von Ross und Reiter Auskunft geben. Wir hoffen auf zahlreiche Beteiligung.

Ausschreibung für die Zürcher Hochschulmeisterschaft im Reiten

Ort und Zeit: Im Reitgelände des Reitstalls Hotwil in Hombrechtlikon (bei Herrn von Grebel) Samstag, den 3. Juli 1965.

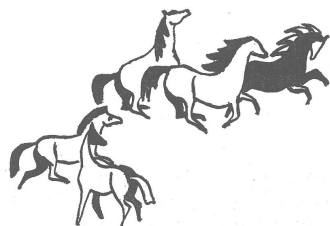
Zweck: Ermittlung des Zürcher Hochschulmeisters im Reiten. Die Prüfung ist nicht offiziell.

Teilnahmeberechtigt ist jede(r) an einer Hochschule in Zürich immatrikulierte Student(in) auf jedem Pferd.

Die Jury setzt sich wie folgt zusammen: Herr H. von Grebel, Frau Bigler.

Dressur: Geritten wird ein leichtes Dressurprogramm, das demjenigen der Kategorie L 4 A in geringer Abänderung entspricht. Das Resultat der Dressurprüfung entscheidet über die Zuteilung des Reiters in Abteilung I oder II.

Abteilung I: Geländeparcours: 8 bis 10 leichte einladende Hindernisse (nicht über 80 cm hoch oder 150 cm breit), verteilt auf eine Strecke von



2 bis 4 km (z. B. Ueberspringen eines Baumstammes, Ueberqueren eines Baches, leichter Abtusch, etc.). Es wird eine Idealzeit festgelegt.

Abteilung II: Gleicher Geländeparcours mit zum Teil erschweren Hindernissen.

Springen: 6 bis 8 Hindernisse nicht über 110 cm hoch oder 250 cm breit.

Pferden, die schon in Kategorie M klassiert wurden, wird ein Handicap A, solchen, die schon in Kat. S gestartet sind, ein Handicap B auferlegt.

Handicap A: 3 Hindernisse um 10 cm erhöht, 1 um 50 cm erweitert.

Handicap B: 3 Hindernisse um 20 cm erhöht, 1 um 50 cm erweitert.

Anmeldungen sind bei Einzahlung von 10 Fr. als Nenngeld auf Postscheckkonto 80 7031 zu richten an Jürg Zehnder, Lärchentobelstr. 31, 8700 Küsnacht.

Termin: Dienstag, 22. Juni 1965.

Beim Start wird ein Startgeld von 5 Fr. erhoben. Die ARS lehnt jede Haftpflicht ab und empfiehlt den Teilnehmern, sich selbst zu versichern. Mitglieder wenden sich in dieser Hinsicht an André Bodmer, Gloriastr. 68, 8044 Zürich.

The Golden Wings

Die halbstudentische Vokalgruppe »Golden Wings« wird am 18. Juni 1965 um 20.15 Uhr in der modernen Aula der Kantonsschule Freudenberg ihr diesjähriges Negro-Spiritual-Konzert geben. Die in Zürich schon recht bekannte Gruppe wird mit neueren und älteren Negro Spirituals und Gospelongs vor das Publikum treten und dabei einen Querschnitt durch die Vielfalt dieser Songs zu geben versuchen. (Vorverkauf bei KUONI, Bahnhofplatz)

kitsch die ecke

Mariechen sass weinend im Garten, im Grase lag schlummernd ihr Kind. Mit ihren schwarzbraunen Locken spielt' leise der Abendwind. Sie war so still, so traurig, sie war so geisterbleich, die Wolken zogen schaurig, und Wellen schlug der Teich.

Der Geier steigt über die Berge, die Möwe zieht wild einher. Es wirbelt der Staub am Wege, schon fallen die Tropfen schwer. Und schwer von Mariechens Wangen die heisse Träne rinnt; sie hält in ihren Armen ihr kleines, schlummerndes Kind.

»Hier liegst du so ruhig von Sinnen, du armer verlassener Wurm! Du träumst von künftigen Sorgen, die Bäume bewegt der Sturm. Dein Vater hat dich vergessen, dich und die Mutter dein; du bist, du arme Waise, auf dieser Welt allein.

Dein Vater lebt herrlich in Freuden; Gott lass es ihm wohlgehen! Er kennt nicht unsre Leiden, will dich und mich nicht sehn. Drum wollen wir uns beide hier stürzen in den See, vorbei ist alles Leiden, vorbei ist alles Weh.«

Da öffnet das Kindlein die Augen, schaut freundlich sie an und lacht; die Mutter, vor Freude sie weint, drückt's an ihre Brust mit Macht. »Nein, nein wir wollen leben, wir beide, du und ich! Dem Vater sei vergeben, wie sel'g macht' er mich!

Mariechen sass öfters am Strande, gar oft noch die halbe Nacht, bis ihr aus fernem Lande ein Schiffer die Kunde gebracht: »Das Kind in deinen Armen hat keinen Vater mehr; er ruht als wilder Seemann begraben im weiten Meer.«

Mit der »Aktion SANICO« können Raucher und Nicht-raucher Studien- oder Feriengeld verdienen

als Berater gegen Tabakmissbrauch und Nikotinschäden. Zuschriften erben an die Verwaltung der Stiftung, Postfach 17, 8803 Rüschlikon

Vor u. nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Coiffeur E. Hotz

Für Studenten Ermäßigung Haarschneiden ausgenommen am Samstag

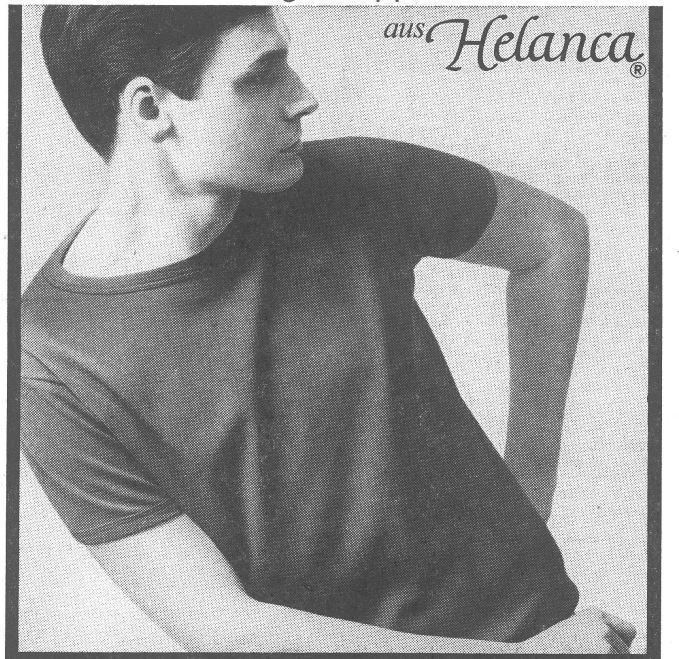
Zürich 1 Rindermarkt 19

Dienstag den ganzen Tag geschlossen

STROPF SHIRT

für Herren Fr. 16.50

das rassig-saloppe Sommer-Shirt



Aus Helanca? Trägt sich also angenehm. Wäscht sich leicht. Trocknet rasch. Und geht nicht ein. Neun Männerfarben. Je vier Herren- und Knabengrößen. Für Herren Fr. 16.50 ab Fr. 9.50 für Knaben.

Der neue Jockey Skant-Slip: jung, amerikanisch der Schnitt, perfekt-korrekt der Sitz und tiptop die Verarbeitung. Strapazierbar, kochecht, waschmaschinenfest. Ebenfalls aus 'Helanca' und natürlich mit dem breiten, weichen Jockeyband. In 8 Farben. Fr. 7.90.



wollen-keller

Zürich 1: Strehlgasse 4 und Bahnhofstrasse 82 Oerlikon: Schaffhauserstrasse 331 — eigene Parkplätze

Vollmoeller AG, Uster

Zelte

30 verschiedene Typen (auch Occasionen) warten auf Sie! Grosse Auswahl auch in Campingartikeln. — Günstig, da direkt ab Lager! Erstklassige Beratung.

W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB), Telefon 44 95 14

Zu verkaufen

Auto Marke VW

Jahrgang 1956, mit neuem MoFor. Preis Fr. 400.—.

Nur an Ausländer, da Wagen nicht verzollt ist. P. Oberegger, 8038 Zürich Albisstrasse 132, Telefon 45 18 00

SEITE DER WISSENSCHAFT

Grundbegriffe der Topologie

I
 Dass es unmöglich ist, die Ziele, Methoden und Ergebnisse der Mathematik kurz darzustellen, ist nicht nur durch die unüberschaubare Fülle des Stoffes bedingt, sondern auch dadurch, dass im letzten Jahrhundert die einzelnen Disziplinen der Mathematik sich auflösen begannen. Dies zeigt sich z. B. darin, dass die Galois-Theorie folgende Probleme gleichzeitig löste:

Die Dreiteilung eines beliebigen Winkels mit Zirkel und Lineal ist unmöglich; das Problem der Quadratur des Kreises ist unlösbar;

es ist unmöglich, die allgemeine Lösung einer Gleichung fünften oder höheren Grades in Wurzelausdrücken anzugeben, während dieselbe Theorie die Formeln für die allgemeinen Lösungen von Gleichungen niedrigeren Grades liefert.

Besonders eindrücklich veranschaulicht diese Verschmelzung der Begriff der Riemannschen Fläche, der Ideen der Topologie, der Differentialgeometrie, der Potentialtheorie und der Funktionentheorie verbindet und ausserdem, geeignet algebraisiert, wesentliche Teile der Algebra und der Zahlentheorie beherrscht.

Diese Vereinheitlichung der Zweige der Mathematik wurde nur durch die Einführung äusserst komplexer und abstrakter Begriffe ermöglicht. Ein Kennzeichen mathematischer Definitionen ist dies, dass sie keine Beschreibungen sind, sondern nur angeben, welchen Grundsätzen das definierte Gebilde genügen muss. Dabei ist man bestrebt, möglichst wenige Grundsätze zu nennen, damit möglichst viele reale, d. h. anschaulich erfassbare Gegenstände unter diesen Begriff fallen und die darauf beruhende Theorie möglichst allgemein wird. Um mit solch abstrakten Begriffen wie Menge, Gruppe, Kategorie, Korrespondenzen etc. vertraut zu werden, ist es oft nötig, während längerer Zeit damit zu arbeiten. Bezeichnend ist auch, dass es um so schwieriger ist, zu einer Theorie Uebungsaufgaben zu stellen oder sie praktisch anzuwenden, je allgemeiner und tiefer diese Theorie ist. Doch die bittere Erfahrung, dass gerade die tiefsten Erkenntnisse zur Lösung alltäglicher Probleme am wenigsten beitragen, wird ja nicht nur in der Mathematik gemacht.

II
 Von den beiden grundlegenden Objekten Raum und Zahl, die in der Mathematik untersucht werden, wollen wir im weiteren nur das erste genauer betrachten. Allerdings dürfen wir darunter nicht nur den dreidimensionalen Euklidischen Raum, der uns umgibt, verstehen. Als Illustration zum vorhergehenden Abschnitt will ich die mathematische Definition des topologischen Raumes geben und erläutern. Stellen wir uns als Modell eines »Raumes« den zweidimensionalen Euklidischen Raum, also die Ebene vor und versuchen wir herauszufinden, welche Eigenschaften die Ebene zu einem Raum machen. In jede geometrische Überlegung spielt der Begriff des Punktes hinein. Die Punkte sind die kleinsten Bestandteile, die Elemente jedes Raumes. Eine Ebene kann als die Gesamtheit aller in ihr enthaltenen Punkte angesehen werden. Damit der »Punkt« seine vorzügliche Stellung auch im abstrakten Raum beibehält, werden wir zunächst folgendes erklären: Ein Raum ist eine Gesamtheit von Elementen, die wir als Punkte bezeichnen wollen, kurz: eine Punktmenge. Der Name Punkt soll dabei eine reine Bezeichnung sein, also keinerlei Aussage über die Natur dieser Elemente enthalten. Es kann sich also bei diesen »Punkten« um wirkliche Punkte einer Ebene, aber auch um Funktionen, Wörter, Figuren, Blumen oder Ideen handeln.

Damit haben wir einen Raum in seine kleinsten Bestandteile zerlegt und so eine charakteristische Eigenschaft der Räume noch nicht berücksichtigt: Die Menge aller Punkte einer Ebene unterscheidet sich z. B. von der Menge aller Aphorismen dadurch, dass sie eine geometrische Struktur besitzt. Die Punkte sind innerhalb des Raumes nicht unabhängig voneinander, sondern stehen in einer gewissen Lagebeziehung zueinander. Insbesondere verfügen wir in der Ebene oder im dreidimensionalen Raum über den Begriff des Häufungspunktes einer unendlichen Punktmenge. Wie wichtig diese Eigenschaft ist, kann man daraus entnehmen, dass der Begriff der Kurve, der Krümmung, des Flächeninhalts, ja die gesamte Differential- und Integralrechnung darauf beruht. Ein Punkt H der Ebene ist ein Häufungspunkt einer unendlichen Punktmenge, falls — intuitiv ausgedrückt — beliebig nahe bei H immer noch unendlich viele Punkte dieser Punktmenge liegen. Wollen wir die Situa-

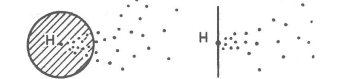


Fig. 1
 tion genauer beschreiben, so stellen wir uns Kreisscheiben mit H als Zentrum vor: H ist Häufungspunkt, wenn in jeder solchen Kreisscheibe, wie klein auch ihr Radius sein mag, noch unendlich viele Punkte der Punktmenge liegen. Anstatt

Kreise könnten wir dabei ebensogut Quadrate, Rhomben oder Dreiecke verwenden, nicht aber Strecken oder Kreisbögen.

Grundlage für die Definition eines Häufungspunktes bildet also die Tatsache, dass jedem Punkt ein System von Teilmengen der Ebene zugeordnet ist. Diese Teilmengen werden wir Umgebungen des betreffenden Punktes nennen; ihre charakteristische Eigenschaft besteht darin, dass sie den Punkt vollständig umhüllen, ihn ganz umgeben. Wie lässt sich dieses anschauliche, aber vage und für strenge Beweise unbrauchbare Bild des Einhüllens in eine exakte Erklärung fassen? Die folgende Definition ist ein Musterbeispiel für eine mathematische Abstraktion. (Die in Klammern beigefügten Bemerkungen dienen meistens einzig zur Veranschaulichung und sind mathematisch bedeutungslos.)

Ein System von Teilmengen einer Punktmenge M heisst ein Umgebungssystem, wenn es den vier folgenden Axiomen genügt:

1. Die Umgebung eines Punktes enthält diesen Punkt als Element.
2. Enthält eine Teilmenge von M alle Punkte einer Umgebung des Punktes P , so ist diese Teilmenge selbst eine Umgebung von P .
 (Diese Axiome erscheinen denen banal, die sich eine Umgebung als etwas Konkretes, schon Bestehendes vorstellen, während Umgebung nunmehr eine reine Bezeichnung ist für einen Begriff, der in dieser Definition erst geprägt wird. Das zweite Axiom ist mit dem ersten verträglich, da die in 2. erwähnte Teilmenge P wiederum als Element enthält.)
3. Die Menge aller Elemente, die zwei vorgegebenen Umgebungen von P zugleich angehören, bildet wieder eine Umgebung von P . (Auch dies verträglich mit 1. und 2.)



Fig. 3
 4. Ist U eine Umgebung von P , dann gibt es eine Umgebung V von P mit der Eigenschaft, dass U eine Umgebung jedes Punktes von V ist.
 (Die letzten beiden Axiome bilden einen Ersatz dafür, dass die Umgebung eines Punktes diesen vollständig einhüllt.) Jetzt sind wir in der Lage, exakt zu definieren, was ein topologischer Raum ist:

Ein topologischer Raum ist eine Punktmenge, auf der ein Umgebungssystem so ausgezeichnet ist, dass jeder Punkt in mindestens einer Umgebung liegt. (Das Umgebungssystem bestimmt die topologische Struktur des Raumes.)

Alles, was bisher im II. Abschnitt gesagt wurde, könnte — ohne dass man auch nur die geringste Aussage unterschlägt — im folgenden Satz konzentriert werden: (So wird der Begriff des topologischen Raumes in den meisten modernen Lehrbüchern eingeführt)

Die Gesamtheit aller Punkte eines Systems S von Punktmenge (genannt: das System der offenen Mengen) bildet einen topologischen Raum, falls

1. die Gesamtheit aller gemeinsamen Punkte zweier Mengen aus S
2. die Gesamtheit aller Punkte beliebiger Mengen aus S

wieder Mengen aus dem System S sind.
 Die Ebene wird zu einem topologischen Raum, wenn wir erklären, dass eine Teilmenge genau dann eine Umgebung des Punktes P sei, wenn sie eine volle Kreisscheibe mit dem Zentrum P enthält. (Um die topologische Struktur des dreidimensionalen Raumes zu definieren, hat man hier nur das Wort Kreisscheibe durch das Wort Kugel zu ersetzen.) Diese topologische Struktur der Ebene ist nicht die einzig mögliche; denn jede Punktmenge lässt zwei banale topologische Strukturen zu:

1. die diskrete Topologie, in der jede Menge, die den Punkt P enthält, eine Umgebung von P ist. Dies ist die feinste Topologie, d. h. sie besitzt das reichhaltigste Umgebungssystem.
2. Im Gegensatz dazu ist die grösste Topologie dadurch definiert, dass die ganze Punktmenge selbst die einzige Umgebung jedes Punktes ist.

Dass die Bezeichnung banal in beiden Fällen zutrifft, sehen wir am besten, wenn wir definiert haben, was ein Häufungspunkt sein soll: Ist X eine Menge von unendlich vielen (verschiedenen) Punkten aus dem topologischen Raum M , so heisst der Punkt P von M ein Häufungspunkt von X , wenn in jeder (noch so kleinen) Umgebung von P unendlich viele Punkte von X liegen.

Versehen wir einen Raum mit der diskreten Topologie, so existieren darin überhaupt keine Häufungspunkte. Die Menge, die aus P allein besteht, ist nämlich schon eine Umgebung von P . Versehen wir einen Raum M mit der zweiten banalen Topologie, so ist jeder Punkt von M ein Häufungspunkt jeder beliebigen Menge von un-

lich vielen Punkten. Während also die diskrete Topologie jeden Punkt von M geometrisch von den übrigen vollständig trennt, sind die Punkte von M ununterscheidbar. Beide Topologien sind also nichts anderes als eine Verklammerung der Tatsache, dass auf M keine wirkliche Lagebeziehung erklärt worden ist.

Ein wichtiges Beispiel eines topologischen Raumes, dessen Elemente keine geometrischen Punkte sind, ist der Raum der reellen, stetigen Funktionen $y = f(x)$.

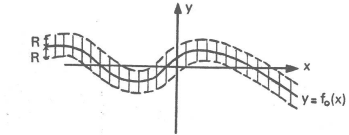


Fig. 4

Wir können erklären, dass wir unter einem Kreis mit dem Zentrum $y = f_0(x)$ und dem Radius R die Menge aller stetigen, reellen Funktionen $y = f(x)$ verstehen, die sich von $y = f_0(x)$ in jedem Punkt x höchstens um den Wert R unterscheiden, deren zugehörige Kurven also im schraffierten Gebiet verlaufen. Die Umgebungen können dann wörtlich so wie im Fall der Ebene erklärt werden.

III

Um ein vernünftiges topologisches Problem formulieren zu können, brauchen wir ausser dem Begriff des topologischen Raumes auch den Begriff der topologischen Abbildung. Eine Abbildung eines topologischen Raumes M in einen topologischen Raum N ist eine Vorschrift, die jedem Punkt von M einen Punkt von N zuordnet. Die Menge der zugeordneten Punkte in N heisst das Bild von M .

Zwei einfache Beispiele von Abbildungen sind die Projektion auf die x -Achse, die dem Punkt (x, y) den Punkt $(x, 0)$ zuordnet, und die Verschiebung längs der x -Achse um die Strecke 1, die also dem Punkt (x, y) den Punkt $(x+1, y)$ zuordnet. Im Gegensatz zum ersten Beispiel werden bei der Verschiebung zwei verschiedenen Punkten auch immer zwei verschiedene Punkte zugeordnet. Solche Abbildungen heissen umkehrbar eindeutig.

Die Verschiebungen sind wie die Drehungen und Umklappungen längentreue Abbildungen. Bevor in der Planimetrie die ersten wirklichen Probleme, die Kongruenzsätze, behandelt werden konnten, musste der Schüler mit diesen längentreuen Abbildungen vertraut werden. Der tiefere Grund dafür besteht darin, dass in der Planimetrie überhaupt nur solche Eigenschaften untersucht werden, die invariant sind gegenüber längentreuen Abbildungen, z. B. Seitenlängen, Winkel und Flächeninhalt von Dreiecken, während etwa die Koordinaten der Eckpunkte oder die Lage der Grundseite unwesentlich waren.

Genau so werden in der Topologie nur Eigenschaften untersucht, die sich bei topologischen Abbildungen nicht ändern können. Eine Abbildung heisst topologisch, falls sie umkehrbar eindeutig und umgebungstreu ist. Abbildung bildet also nicht nur die Punkte der beiden Mengen umkehrbar eindeutig aufeinander ab, sondern auch alle Umgebungen. Können zwei Räume topologisch aufeinander abgebildet werden, so stimmen sie in ihrer topologischen Struktur vollkommen überein. Es ist leicht einzusehen, dass man ein Dreieck mit topologischen Abbildungen nicht nur verschieben, drehen oder umklappen kann (wie mit längentreuen Abbildungen), sondern auch verzerren und krümmen. Am besten stellt man sich vor, ein topologisches Dreieck bestehe aus einer sehr dehnbaren, aber unzerreissbaren Gummihaut. Alle Gebilde, die man aus einem solchen Gummidreieck formen kann, sind topologische Bilder des Dreiecks und folglich nicht wesentlich davon verschieden. Diese neue Einteilung der Räume in topologische Klassen ist natürlich viel gröber als die Einteilung in Kongruenzklassen.

Es drängt sich deshalb das Problem auf, ob man nicht auf dieser Grundlage eine einfache Uebersicht über die Menge aller Räume gewinnen kann (Klassifikationsproblem). Bei den geschlossenen Flächen führte dies zu einem ausserordentlich befriedigenden Resultat.

Natürlich ist auch die Fläche in der Mathematik zu einem abstrakten Begriff geworden, der so definiert ist: Eine (randlose) Fläche ist ein topologischer Raum mit den beiden folgenden zusätzlichen Eigenschaften:

1. Zwei verschiedene Punkte lassen sich durch zwei punktfremde Umgebungen umhüllen.
2. Jeder Punkt liegt in einer Umgebung, die so topologisch auf die Scheibe des Einheitskreises abgebildet werden kann, dass das Bild dieses Punktes das Kreiszentrum ist. Diese zweite Eigenschaft ist die charakteristische. Sie besagt, dass eine Fläche lokal topologisch gleich strukturiert ist wie eine Kreisscheibe; insbesondere ist jede Fläche zweidimensional.



Fig. 5

Das bekannteste Beispiel einer Fläche ist die Kugeloberfläche. Diese Fläche ist insofern besonders einfach, als nur die beiden Umgebungen U und V gebraucht werden, um die zweite Bedingung nachzuprüfen: U und V können zu einer Kreisscheibe verformt werden, und da jeder Punkt im Innern von U oder V liegt, kann er immer ins Zentrum gezogen werden. Man sagt in diesem Fall, die Kugel werde von U und V überdeckt. Kann allgemein eine Fläche von einer endlichen Anzahl solcher Umgebungen überdeckt werden, so heisst die Fläche geschlossen.

Eine weitere besondere Eigenschaft der Kugeloberfläche besteht darin, dass sie eine äussere und eine davon getrennte innere Seite besitzt. Alle Flächen mit dieser Eigenschaft heissen orientierbar. Nicht orientierbar ist z. B. das Möbius-Band.

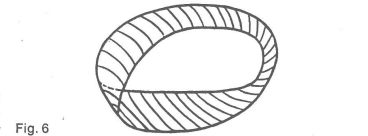


Fig. 6

In diesem letzten Abschnitt wollen wir uns noch mit dem Klassifikationsproblem der geschlossenen orientierbaren Flächen befassen. Dieses kann dadurch sehr vereinfacht werden, dass man zu jeder solchen Fläche ein besonders übersichtliches topologisches Bild, die sogenannte Normalform, sucht, also eine Fläche, die sich nicht wesentlich von der ursprünglichen unterscheidet, aber eine einfache Form besitzt.

Um diesen Gedanken zu veranschaulichen, will ich zwei Spezialfälle näher untersuchen. Die Normalform einer Kugeloberfläche erhalten wir, wenn wir diese längs eines Meridians aufschlitzen und sie dann so in die Ebene ausbreiten, dass eine Kreistfläche entsteht.

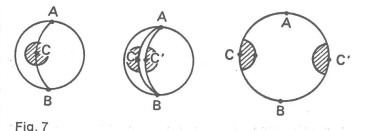


Fig. 7

Die Randpunkte der Normalform entsprechen dabei den Punkten auf der Schnittlinie. Diese Abbildung ist allerdings nicht topologisch; denn jedem Punkt auf der Schnittlinie sind zwei Punkte auf der Normalform zugeordnet. Doch dieser Schönheitsfehler ist leicht zu beheben: Wir müssen nur daran denken, dass »Punkte einer Fläche« nicht unbedingt gewöhnliche Punkte sein müssen. Wir können also definieren, ein Element der Normalform sei entweder ein innerer Punkt oder A oder B oder ein Punktepaar, z. B. (C, C') , das demselben Punkt der Kugel entspricht, und die Umgebungen auf der Normalform seien die Bilder der Umgebungen auf der Kugeloberfläche. Diese Bilder bestehen eventuell aus mehr Teilen als die ursprüngliche Umgebung (Fig. 7). Jede Fläche, die sich nach einem solchen Hilfsschnitt in die Ebene ausbreiten lässt, kann auf diese Form gebracht werden und ist deshalb topologisch dasselbe wie eine Kugel.

Als zweites Beispiel betrachten wir die Oberfläche eines Ringes, den Torus. Um diese Fläche in die Ebene abzubilden, benötigen wir zwei Schnitte, wie das in der Fig. 8 dargestellt ist. Die

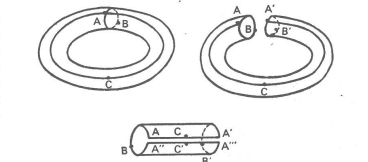


Fig. 8

Normalform, die zur Ringfläche gehört, ist ein Viereck, wobei (A, A') und Punkte wie (C, C') oder (B, B') wieder als ein Element aufgefasst werden müssen.

Da sich jede geschlossene Fläche nach endlich vielen Hilfsschnitten in die Ebene ausbreiten lässt, und da jede solche ebene Fläche sich zu einer Kugel mit einer gewissen Anzahl Henkeln zusammenbiegen und -kleben lässt, erhalten wir das folgende schöne Resultat:

Jede orientierbare geschlossene Fläche ist topologisch dasselbe wie eine Kugel mit einer gewissen Anzahl angeklebter Henkel.

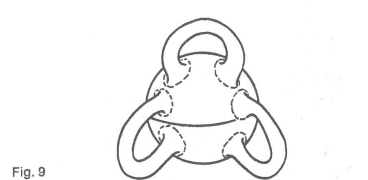


Fig. 9
 Für höher-dimensionale Gebilde ist das entsprechende Problem viel schwieriger und bis heute ungelöst.
 Reto Rüedy, dipl. Mathematiker, Uni Basel

CERN – eine europäische Forschungsstätte

Neben dem Battelle-Institut ist in Genf ein weiteres Forschungsinstitut tätig, das allerdings nicht »industrielle Grundlagenforschung« auf allen möglichen Gebieten betreibt, sondern ausschliesslich Grundlagenforschung auf dem Gebiet der Kernphysik. Die grosszügig konzipierten Anlagen liegen in Meyrin an der französischen Grenze, und die 13 Flaggen der Mitgliedstaaten am Eingang weisen auf die Internationalität des Instituts hin.

Die Ergebnisse der Arbeiten, die im CERN durchgeführt werden, sind in keiner Weise geheim und werden jedermann zugänglich gemacht. Diese erstaunliche Tatsache ist die Grundlage für die Tätigkeit dieser europäischen Gemeinschaft für Kernforschung. Es wird augenfällig, wenn man sieht, mit welcher Bereitwilligkeit bis zu 500 Besucher pro Tag durch die ausgedehnten Anlagen geführt werden. Zu sehen ist zwar im Grunde genommen nicht viel, denn momentan wird wieder einmal umgebaut und revidiert, ausserdem spielt sich das eigentliche Geschehen hinter dicken Betonmauern ab und zeigt sich höchstens an den Messgeräten. Dennoch gewinnt man bei einem Rundgang einen Eindruck vom riesigen apparativen und personellen Aufwand, den die Kernforschung erfordert.

Die riesigen Experimentierhallen und die vielen Hilfsbetriebe, Werkstätten und Laboratorien haben industrielle Ausmasse. Allerdings wird nichts produziert, sondern nur geforscht. In den Experimentierhallen fallen dem Besucher erst einmal die grossen Mengen von Betonblöcken auf, die zur Abschirmung dienen und die je nach Bedarf an beliebigen Stellen aufgeführt werden können. Tausende von Tonnen Eisenbarren dienen demselben Zweck. Dazwischen die Messgeräte und ein Gewirr von Kabelsträngen. Da immer wieder neue und andere Experimente ausgeführt werden, ist es nicht möglich, diese Kabelstränge irgendwo einzubauen.

Die folgenden Ausführungen basieren auf den verschiedenen Informationen die die Public Information des CERN herausgibt.

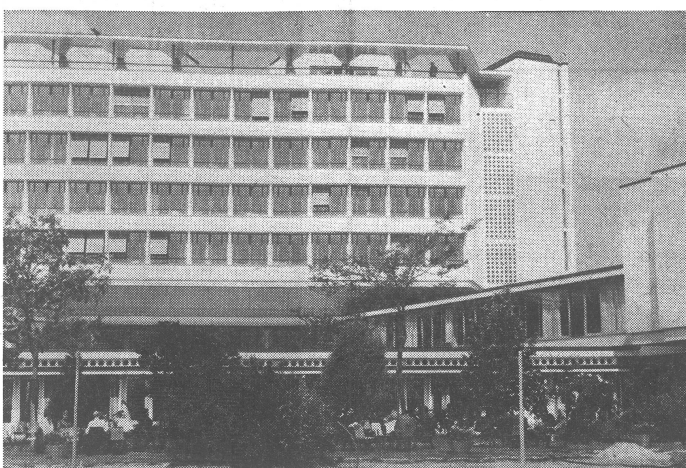
Was ist CERN?

»Die Europäische Gemeinschaft für Kernforschung (CERN) ist ein europäisches wissenschaftliches Institut mit Sitz in Genf, unmittelbar an der französischen Grenze. Das Personal und die Hausmittel der Organisation werden von den 13 Mitgliederstaaten aufgebracht. Sie widmet sich in erster Linie der Grundlagenforschung in der Kernphysik, mit Hilfe von Teilchenbeschleunigern und den dazugehörigen Apparaten. Die gewonnenen Resultate berechnen zu äusserst günstigen Prognosen für die wissenschaftliche Entwicklung der Hochenergiephysik in Europa.« So stellt sich CERN in der Broschüre vor, die Besuchern überreicht wird.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde deutlich, dass Europa seinen führenden Anteil am Fortschritt der Physik verloren hatte. Die vom Krieg geschwächten Nationen Europas waren aber nicht in der Lage, die kostspieligen Forschungslaboratorien zu erstellen, die nötig sind, um den Wissenschaftlern die hochentwickeltesten Forschungsgeräte zur Verfügung zu stellen, die sie vom Abwandern abhalten konnten. Aus Sorge für die intellektuelle Zukunft Europas wurde deshalb die Schaffung eines »regionalen« Forschungsinstituts angeregt, das Europa in der Physik wieder eine der Vergangenheit entsprechende Rolle sichern sollte.

1952 wurde deshalb der Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire (CERN) gegründet. Am 1. Juli 1953 erhielt die Organisation ihre endgültige Form unter dem Namen »Europäische Organisation für Kernforschung«.

Sämtliche Mitgliedstaaten wurden über ein geeignetes Baugelände befragt, worauf von 4 Ländern eine positive Antwort gegeben wurde. Auf Grund eines Fragebogens über Stromzufuhr, Wasserversorgung, Schulen, Wohnungen, Bodenstabilität, Bahnverbindungen etc. wurde schliesslich das Baugelände bei Genf gewählt, da es die grösste Anzahl



Das Verwaltungsgebäude mit dem Hörsaal für wissenschaftliche Konferenzen, Restaurant und Public Information

günstiger Merkmale auf sich vereinigen konnte. Es umfasst 41 Hektaren und hat einen exterritorialen Status. Nächstens soll von Frankreich ein gleich grosses Grundstück zur Verfügung gestellt werden, das im Westen an das jetzige Gelände angrenzt. Damit wird das CERN 1965 wahrscheinlich die erste internationale Organisation sein, die nicht nur geistig, sondern auch geographisch über Grenzen hinausreicht.

Heute gehören dem CERN dreizehn Mitgliedstaaten an; sie finanzieren die Organisation auf Grund der Volkseinkommen wie folgt:

Belgien (3,83%), Bundesrepublik Deutschland (22,74%), Dänemark (2,07%), Frankreich (18,57%), Griechenland (0,60%), Italien (10,78%), Niederlande (3,92%), Norwegen (1,47%), Oesterreich (1,95%), Schweden (4,23%), Schweiz (3,19%), Spanien (2,18%), Vereinigtes Königreich (24,47%). Dazu kommen Jugoslawien, Polen und die Türkei, die Beobachterstatus im Rat der Organisation haben. Das Budget für 1965 beträgt 128,76 Millionen Schweizer Franken, wovon 53 Millionen auf Sachanlagen, 24 Millionen auf allgemeine Ausgaben und der Rest auf Personalkosten entfallen. Seit 1952 wurden 660 Millionen für die Grundlagenforschung ausgegeben, wovon 120 Millionen für die Konstruktion des wichtigsten Instrumentes des CERN, des Protonen-Synchrotrons von 200 m Durchmesser.

Die Mehrzahl der 1684 CERN-Angestellten stammen aus den 13 Mitgliederstaaten, ausserdem sind noch 362 Hilfsangestellte beim CERN tätig. Darüber hinaus nimmt der CERN jeweils für einen begrenzten Zeitraum, meistens ein paar Monate bis zu einem Jahr, eine bestimmte Anzahl Gastforscher, Stipendiaten (Fellows) und beigeordnete Forscher (Research Associates) auf. Die aussergewöhnlichen Einrichtungen des CERN werden auch andern europäischen Physiker-Gruppen zur Verfügung gestellt. So waren am 31. Januar neben 184 Wissenschaftlern der obigen Kategorie 62 Personen beim CERN tätig, die zu zwei Besucherteams gehört.

Tätigkeit

Die Ziele der Europäischen Gemeinschaft für Kernforschung werden in der Gründungskonvention definiert: »Zusammenarbeit europäischer Staaten auf dem Gebiet der rein wissenschaftlichen, kernphysikalischen Grundlagenforschung und auf eng verwandten Gebieten. Arbeiten auf militärischem Gebiet sind ausgeschlossen, und die Ergebnisse aller experimentellen und theoretischen Arbeiten werden veröffentlicht oder in einer anderen Form allgemein zugänglich gemacht.«

Die Arbeit im CERN hat deshalb keinerlei direkte Verbindung mit der praktischen Anwendung der Kernenergie, beispielsweise mit Kernreaktoren. Es wird reine Grundlagenforschung in der »Hochenergiephysik« wie sie im allgemeinen genannt wird, betrieben; sie umfasst die Erforschung der subnuklearen oder »Fundamental«-Teilchen sowie der Kräfte, die diese Teilchen zusammenhalten. Dies erfordert beträchtliche Experimentieranlagen.

Synchro- und Protonenzyklotron

Die wichtigsten Instrumente des CERN sind die Teilchenbeschleuniger. Der erste, 1957 in Betrieb genommene Beschleuniger ist ein Synchro-Zyklotron, das Protonen auf eine Energie von 600 Millionen Elektronvolt (600 MeV) beschleunigt und damit das drittgrösste der Welt ist. Das Protonen-Synchrotron wurde 1959 von Niels Bohr symbolisch in Betrieb genommen. Es erzielt Energien von 28 Milliarden Elektronenvolt (28 GeV).

Die Beschleuniger erzeugen Strahlen hochenergetischer Teilchen, die mit hoher Geschwindigkeit in ihrer Bahn umlaufen und genau bestimmbare Eigenschaften haben. Bei ihrem Aufprall auf geeignete »Targete« erzeugen sie eine grosse Anzahl von Kernreaktionen, anhand derer die Eigenarten der Elementarteilchen, von denen heute schon mehr als 100 bekannt sind, studiert werden können. Diese Studien werden unter Verwendung von Teilchennachweisgeräten durchgeführt, von denen die vier gegenwärtig verwendeten Hauptgruppen die folgenden sind: photographische Kernemulsionen (10% der CERN-Experimente), elektronische Zähl-

rohre (18%), Funkenkammern (27%), Blaskammern (45%) der Experimente. Viele der Detektoren verwenden photographische Methoden zur Registrierung der Teilchenspuren; die Photographien müssen dann später untersucht und die sich ergebenden Informationen in eine Form gebracht werden, die sich zur anschliessenden Verarbeitung in einer elektronischen Rechenanlage eignet.

Zu diesem Zweck ist kürzlich ein Computer von enormer Kapazität in Betrieb genommen worden, von dem es erst ein zweites Exemplar in den USA gibt. Seine Möglichkeiten sind imponierend; so besitzt er zum Beispiel Spezialschreibmaschinen, die eine Seite in einer Sekunde vollschreiben. Die Programme sind so gewährt, dass anhand der Daten jeweils eine bestimmte Anzahl von Fragen im Zusammenhang mit den untersuchten Ereignissen beantwortet werden. Neueste technische Entwicklungen streben noch besser durchautomatisierte Methoden der Datensammlung und -verarbeitung an, wie beispielsweise die mehr oder weniger direkte

verschiedene Abteilungen für wissenschaftliche, technische und administrative Dienste.

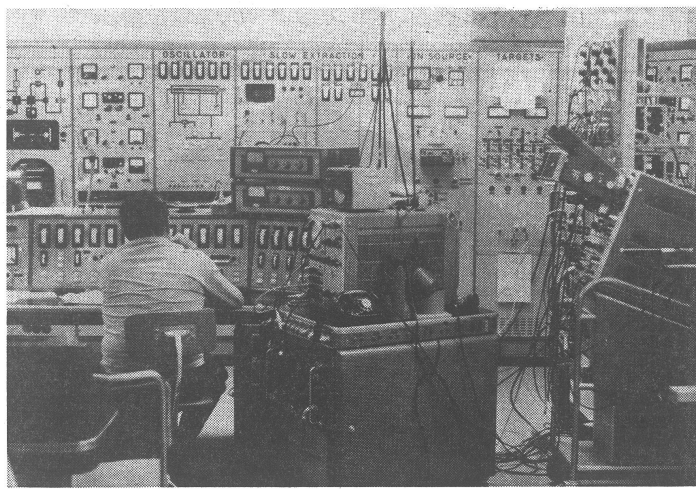
Diese »Exekutive« mit Sitz in Meyrin untersteht einem Rat, dessen Mitglieder jährlich mindestens zweimal zusammentreten. Jeder Mitgliedstaat ist durch zwei Delegierte vertreten. Dem Rat stehen ein Finanzausschuss, gebildet aus je einem Delegierten pro Mitgliedstaat, sowie ein Ausschuss für das wissenschaftliche Programm zur Seite, dessen Mitglieder ausschliesslich auf Grund ihrer wissenschaftlichen Qualifikation bestimmt werden. Der Rat beschliesst über das Budget und über allgemeine Richtlinien; der Generaldirektor hat jedoch weitgehende Kompetenzen im Hinblick auf die Leitung der wissenschaftlichen Arbeit und der allgemeinen Verwaltung.

Erfolge

Infolge der Mitarbeit vieler Universitäten ist CERN kein isoliertes Unternehmen geblieben, sondern hat die europäische Forschung auf dem neuen Gebiet stimuliert und steht mit ihr in ständiger Wechselwirkung. Damit wurden fähigste Wissenschaftler für Europa erhalten. Institute von vergleichbarer Grösse sind gegenwärtig das Brookhaven National Laboratory und das Lawrence Radiation Laboratory in den Vereinigten Staaten sowie ein gemeinsames Laboratorium der Ostblockstaaten in Dubna in Russland. Sodann kommt der hohe Stand der Apparatechnik laufend der europäischen Industrie zugute.

Wesentliche Beiträge zu den Fortschritten der Elementarteilchenphysik in den letzten Jahren kamen aus den CERN-Laboratorien, wie z. B. in der Aufklärung der Zerfallsarten der π -Mesonen, in der Untersuchung der Myonen, der Hyperonen, der gebundenen Mesonenzustände und der Wechselwirkung von Neutrinos mit Nucleonen.

Die Neutrinos sind jene Teilchen ohne Ladung und Masse, die beim β -Zerfall von Kernen und beim Mesonenzerfall zusammen mit Elektronen oder Myonen entstehen und mit Nucleonen nur äusserst schwach reagieren. Die Erzeugung von Neutrinostrahlen ausreichender Intensität, um Neutrinoexperimente untersuchen zu können, wurde erstmalig durch die Protonensynchrotrone von Brookhaven und CERN ermöglicht und stellt einen ungeheuren Fortschritt in der experimentellen Technik dar. In Brookhaven wurde 1962 die Entdeckung gemacht, dass es zwei Sorten von Neutrinos gibt, d. h. dass die zusammen mit Elektronen auftretenden nicht identisch mit den zusammen mit Myonen emittierten sind. Im Laufe des Jahres 1963 gelang bei CERN eine solche Steigerung der Intensität von Neutrinostrahlen um Grössenordnungen gegenüber der beim ersten Brookhaven-Experiment verfügbaren, dass ein detailliertes Studium der Neutrino-



Befehlszentrale für das Synchrozyklotron, für das Protonensynchrotron gibt es mehrere, die jetzt zentralisiert werden sollen.

Verbindung der Nachweisgeräte mit der Rechenanlage.

In allen Phasen eines Experimentes besteht enge Zusammenarbeit zwischen den Experimentalphysikern und den Theoretikern, um eine maximale Ausnützung der Ergebnisse zu gewährleisten.

Nicht nur im CERN, sondern an rund 30 europäischen Universitäten wird an der Analyse der Ergebnisse gearbeitet, wodurch sämtliche Mitgliedstaaten an den Forschungen des CERN direkt mitbeteiligt sind. Auch zu den Hochenergieexperimenten anderer Länder, besonders zu den USA, aber auch zur UdSSR, bestehen Kontakte durch Austausch von Wissenschaftlern.

Organisation und Arbeitsweise

Es versteht sich, dass die experimentelle Hochenergiephysik ausser technischen eine Reihe von organisatorischen Problemen stellt, die darauf zurückzuführen sind, dass an einem Beschleuniger nur eine beschränkte Anzahl von Experimenten gleichzeitig durchgeführt werden können. So entstehen Probleme der Auswahl der wichtigsten Experimente, der Verteilung der »Maschinenzeit« und der Koordinierung der überaus komplexen Apparaturen, die gleichzeitig für ein Experiment betriebsbereit sein müssen.

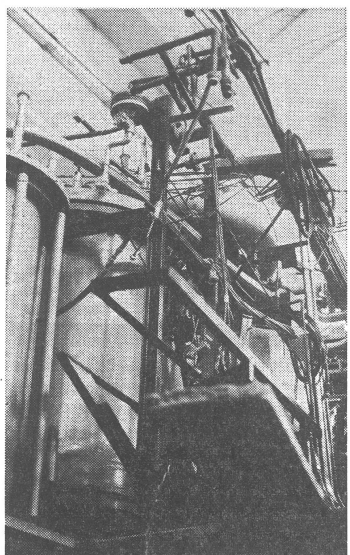
Dem CERN steht ein Generaldirektor vor, dem ein Direktorat mit vier Mitgliedern für die Problemkreise Forschung, angewandte Physik und Technik und Verwaltung zur Seite steht. Ausserdem gibt es

reaktionen möglich wurde, welches einen Teil des gegenwärtigen Forschungsprogramms bildet.

Künftige Entwicklung

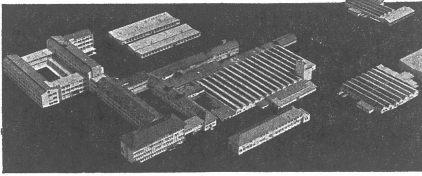
Die Hochenergiephysik hat in den letzten Jahren eine ausserordentliche Entwicklung genommen. Jede weitere physikalische Fragestellung aber erfordert neue Instrumentierung, Experimentiertechnik und Datenverarbeitung, was einen zunehmend höheren Aufwand an Personal und finanziellen Mitteln bedingt. Vor allem zeigt es sich, dass für weitere Forschungen grössere Teilchenbeschleuniger unerlässlich sind.

Ein europäischer Ausschuss empfahl daher ein doppeltes Programm. Es sieht einerseits den Bau eines Speicherringpaares auf dem angrenzenden französischen Gelände vor. Die beiden Ringe dieser Anlage sollen einen Durchmesser von 300 m erhalten und werden ca. 270 Millionen Franken kosten. Es soll dadurch ermöglicht werden, Reaktionen der »Strahl-gegen-Strahl«-Technik zu erforschen. Andererseits soll an einem noch nicht bestimmten Ort in Europa ein neuer Protonen-Beschleuniger mit einem Durchmesser von 2400 m gebaut werden; seine Baukosten würden etwa 1600 Millionen Franken betragen. Die Grundlagenforschung kann durch diesen enormen Bedarf an finanziellen Mitteln bald einmal an einem Punkt anlangen, wo ihr Fortschritt weniger durch die innere Logik bestimmt ist, sondern weit mehr dadurch, welchen Rang ihr die europäischen Länder im Rahmen ihrer Bedürfnisse und Bestrebungen einzuräumen gewillt sind. BG

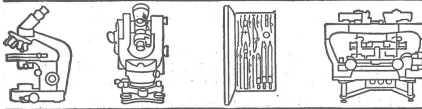


Teilansicht der umfangreichen Anlagen für eine Wasserstoffblaskammer

Optische und feinmechanische Präzisions-Instrumente



Wild in Heerbrugg, das modernste und grösste optische Werk der Schweiz liefert in alle Welt: Vermessungsinstrumente, Fliegerkamern und Autographen für die Photogrammetrie, Forschungs-Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge aus rostfreiem Chrom-Stahl



Prospekte und Offerten durch
Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG
Optische Werke

WILD
HEERBRUGG

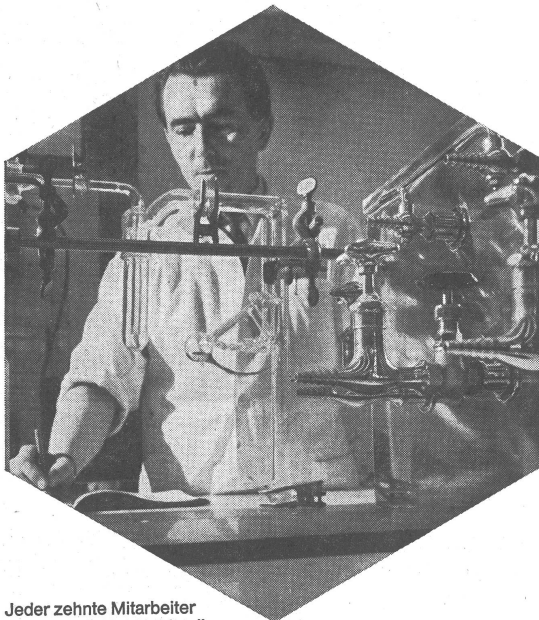
Welche der berühmtesten Filtermarken sollten Sie wählen?



In der KENT — mit dem MICRONITE FILTER!
— finden Sie ein vollendetes Gleichgewicht
zwischen Filterwirkung und mildem, auch
Ihnen zusagendem Aroma.

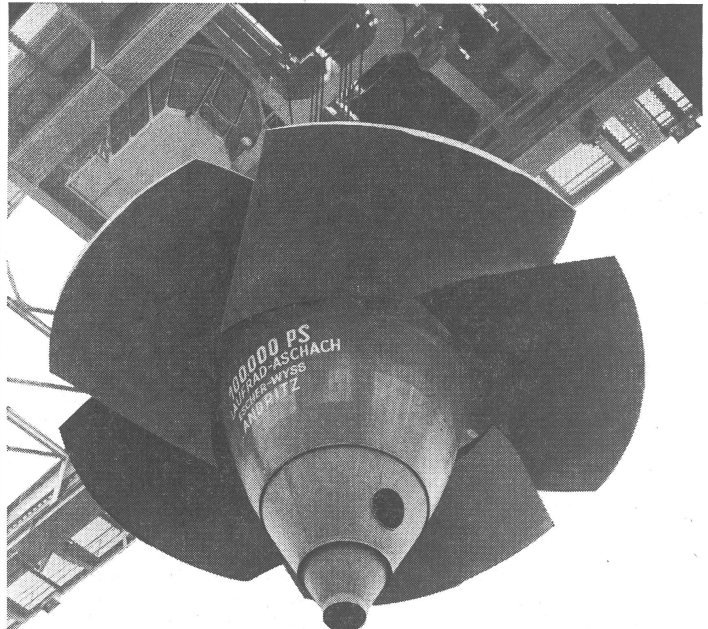
Ein guter Rat: Rauchen Sie **KENT**

SANDOZ



Jeder zehnte Mitarbeiter bei SANDOZ ist Akademiker. Das sind allein in Basel 550 Absolventen aller Fakultäten. Denn SANDOZ Basel ist nicht nur das Stammhaus von über 40 Tochtergesellschaften, sondern auch Verwaltungs-, Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

Ohne intensive und grosszügig dotierte Forschung ist kein Fortschritt möglich. Und Forschung braucht Nachwuchs. Industrielle Chemie ist angewandte Wissenschaft. SANDOZ AG Basel



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ferner Papiermaschinen, Kältemaschinen und vollständige Kälteanlagen sowie Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen.

Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufsingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich

Aus couleurstudentischen Kreisen

Zunächst eine Antwort

Als »Töne von vorgestern« bezeichnete ein gewisser E. A. Walter im letzten »Zürcher Studenten« den im speziellen für die neuimmatrikulierten Studierenden geschriebenen, zu Semesterbeginn publizierten Aufsatz über Sinn und Bedeutung der couleurstudentischen Verbindungen, der der Feder eines Mitgliedes der verehrten Rhenania entstammte. Ganz überraschend hatte sich dabei Walter am Ende die Frage gestellt, warum es diese von der Geschichte doch längst überholten Verbindungen heute immer noch gebe.

Ich sträubte mich lange, auf diese billigen Argumente, vorgebracht auf einem für einen Phil. Einer bedenklich tiefen Niveau, überhaupt einzugehen. Ja ich musste mich ernsthaft fragen, ob es der Ausfluss eines nur in vermindertem Grade vorhandenen Geistes ist, wenn ein angehender Akademiker beim Anblick von couleurstudentischem Wesen gedankliche Assoziationen zu Hakenkreuz und Hitlerbraun tätigt. Oder war es nicht viel eher einer jener üblichen Angriffe auf farbentragende Studentenvereinigungen, wie sie seit deren Bestehen noch nie verhallt sind? Wie dem auch sei, wenigstens eine Antwort möge Walter auf seine Schlussfrage erhalten, und zwar von einem Couleurstudenten, der seit sieben Semestern aktiv am Leben einer der von ihm als »ausserordentlich dummk« betitelten Verbindungen teilnimmt. Gerade die Tatsache, dass das Couleurstudententum vom Rad der Geschichte nicht schon längst erdrückt wurde, ja dass auf dem Platz Zürich in jüngster Zeit zwei neue Verbindungen gegründet worden sind, vor allem aber die ideale Kombination von Tradition und positiver Auseinandersetzung mit der modernen Welt, rechtfertigt die Existenz von Studentenverbindungen in eindrücklicher Weise. - Ich gebe diese Antwort, indem ich ein wenig aus meiner eigenen Verbindungszeit berichte.

Nationale und internationale Kontakte

Die Kyburger sind eine jener 60 Hochschul-, Mittelschul- und Technikerverbindungen, die zusammen den Schweizerischen Studentenverein (Schw. StV.) bilden. Dieser studentischen Dachorganisation gehören insgesamt rund 8000 Aktive und Alte Herren an. An ihrer Spitze steht ein auf zwei Semester gewähltes Zentralkomitee, das in diesem Jahr übrigens von einem meiner Farbenbrüder präsidiert wird. Als glanzvoller Jahreshöhepunkt - zumindest nach aussen - gilt das Zentralfest, wo sich die STV-er aus der ganzen Schweiz für drei Tage zu geistigem und gesellschaftlichem Tun zusammenfinden. Kontaktfördernder als dieses Mammutfest sind die gemeinsamen Anlässe kleineren Rahmens zwischen zwei oder mehreren Verbindungen, die regionalen Zusammenschlüsse, die sportlichen Wettkämpfe des Sommers und des Winters usw.

Ueber die Kontakte auf nationaler Ebene hinaus pflegt der Schw. StV. intensive Kontakte mit ausländischen Studentenvereinigungen, insbesondere

mit den ihm weltanschaulich nahestehenden österreichischen und deutschen Corporationenverbänden. In regelmässigem Turnus lädt einer der drei Verbände oder eine seiner Untersektionen zu mehrtägigen Seminaren ein, die meist europäische Fragen zum Inhalt haben. So hat beispielsweise der Oesterreichische CV letzthin auf Schloss Leibniz in der Steiermark ein einwöchiges Seminar über die europäische Integration im allgemeinen und die Stellung Oesterreichs im speziellen durchgeführt. Mitte April fand in Gossau ein vom Schw. StV. organisiertes Dreiverbände-Seminar über Fragen der Hochschulpolitik statt. Und vor einer Woche bin ich eben von einem Seminar in Berlin zurückgekehrt, zu dem die studentische Unterabteilung der CDU in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen über die Problematik der deutschen Wiedervereinigung eingeladen hat. Es versteht sich von selbst, dass der organisierende Verband im eigenen Lande die notwendigen finanziellen Mittel mobilisiert, um den ausländischen Kommilitonen die Auslagen auf ein Minimum herabzusetzen. Ebenso selbstverständlich ist es, dass die von einer Verbindung an solche Veranstaltungen delegierten Mitglieder die neu erworbene Weisheit nicht für sich behalten, sondern in Vorträgen und Diskussionen am Stamm die Farbenbrüder-orientieren.

Rückgrat im Altherrenverband

Ich kenne diverse nicht farbentragende studentische Vereinigungen, Klubs, Zirkel und derglei-

chen, die zweifelsohne wertvolle Ziele anstreben, leider aber oft von allzu kurzer Lebensdauer geprägt sind. Sie scheitern am mangelnden Interesse und der Trägheit seitens der Mitstudenten. Toni Lienhard ist übrigens in seinem Leitartikel über den Studenten Zürichs im Jahre 1905 zur selben, nicht gerade erbaulichen Feststellung gekommen. Wenn sich aber gerade die couleurstudentischen Vereinigungen durch jahrzehntelange Stabilität auszeichnen, ist dies wohl in erster Linie auf die Existenz eines Altherrenverbandes zurückzuführen. Wie alle Vereinigungen studentischer Art ist auch eine Aktivitas einem steten Wechsel unterworfen. Ihre Mitglieder gehen jedoch nach dem Hochschulabschluss der Verbindung nicht verloren. Sie treten über in den Altherrenverband und bleiben von dort aus in Rat und Tat mit der Aktivitas verbunden. Uns Kyburger verbinden beispielsweise beneidenswert enge Bande mit unsern Alten Herren. Nicht nur nehmen sie rege teil an unserm Verbindungsleben, sondern besondere Anlässe kennzeichnen noch im speziellen das Zusammengehörigkeitsgefühl von jung und alt zu einer grossen, studentischen Familie. Vor ein paar Semestern, als wir das 50jährige Bestehen der Verbindung feierten, waren wir Aktive Gast der Altherrenschaft zu einer viertägigen Fahrt ins deutsche Rheinland, und vor zwei Wochen haben sie uns wiederum übers Wochenende zu einer eindrücklichen Walliser Fahrt eingeladen. Solche Anlässe stärken eine Verbindung und geben ihr das Rückgrat, das andere Vereinigungen so dringend gebrauchen könnten.

Maximilian Reimann, Kyburgia

Zeichnung von Teddy Coll

SONAFE-Visionen



»Wie eine Zeitung entsteht« Heute berichten wir
heisst diese Serie, die wir im über unsere
»Zürcher Studenten« veröffentlichen. Wochenausgabe »TA7«



Bild aus dem TA7-Teil »Leben heute« zum Thema »Die viel zu vielen Kinder«, einer Artikelserie über Geburtenkontrolle und glückliche Familiengestaltung.

Weitere Artikel, die kürzlich in »Leben heute« erschienen:

- 42 Wochenstunden und viele Aufgaben. Die Tagesschule des städtischen Maturitätskurses

● Sinnloses Latein?

- Begeisterung für den Staat, der uns nicht will? Die Schweizer Frau in der Landesverteidigung.

Das und viele andere interessante Artikel lesen Sie im TA 7, der Wochenendbeilage des Tages-Anzeigers.

Kein Wochenende ohne TA 7

Jeden Samstag bringt der Tages-Anzeiger die grosse Wochenendausgabe TA 7. Sie enthält Artikel mehr grundsätzlichen Charakters, die grössere Zusammenhänge darstellen, Rückblicke geben, bestimmte Aspekte anleuchten und Fragen der Zukunft anschnitten.

Der TA 7 ist in vier Teile gegliedert:

Zeitgeschehen

Umfasst eine Bildseite, zwei Leitartikel über ein aussenpolitisches Thema und ein innenpolitisches Thema, eine Rubrik »Sieben Tage Politik«, die kurz die wichtigsten Ereignisse der Woche zusammenfasst; ferner redaktionelle Glossen, Reportagen, Buchbesprechungen usw. Die Artikel werden von unsern eigenen Redaktoren und Mitarbeitern oder von prominenten Fachleuten verfasst. Was den Studenten besonders interessiert: Beiträge über Hochschulkoordination in der Schweiz, über Stipendienwesen, über Auslandsaufenthalte.

Leben heute

Ist vor allem den Frauen gewidmet, wird aber auch gern von Männern gelesen. »Leben heute« behandelt erzieherische, juristische und wirtschaftliche Fragen; hier lesen Sie Artikel über Mode, Haushalt und zeitgemässes Wohnen; hier finden Sie eine »Reklamieredecke« (Klagen von unzufriedenen Kunden werden an den Produzenten weitergeleitet) und eine Rubrik mit Rezeptvorschlägen; hier gibt der Briefkastenonkel unentgeltlich Rat und Auskunft. »Leben heute« scheut sich nicht, auch heikle Themen wie Familienplanung und Abtreibung ebenso tolerant wie taktvoll zu behandeln.

Kultur

Reichhaltige Lektüre in prägnanter Form: Kunst-, Theater- und Musikberichte aus aller Welt, Buchbesprechungen, Hinweise auf neue Schallplatten, Filmfragen, Reportagen über Auktionen und Ausstellungen, Archäologisches. Eine Fundgrube für Phil.ter!

Unterhaltung

Auf mehr als drei Seiten unterhaltsame Kurzgeschichten, Humoresken, Anekdoten; eine illustrierte Witzseite, eine Rätseldecke und eine Schachspalte.

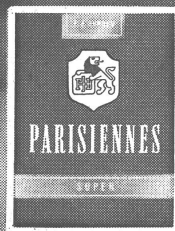


Der

— — Ihre Zeitung!

Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer PARISIENNE!
So reich und mild ist ihr Aroma —
echt und rein der edle Tabak!
PARISIENNES SUPER —
die Cigarette unserer Zeit.

entspannen...
geniessen...



Gut bedient bei

TUCH AG

**Sommer-
TREVIRA**

Dieser rassige Anzug wiegt kaum 1300 Gramm. Trotzdem ist er in der Stoffqualität hervorragend: 55% TREVIRA mit 45% reiner Schurwolle. TREVIRA -Anzüge knittern wenig, sind bügelfaltenbeständig und anspruchslos punkto Pflege.

ab **148.-**

Modisches Pepita -Modell:

178.-

TREVIRA

